

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



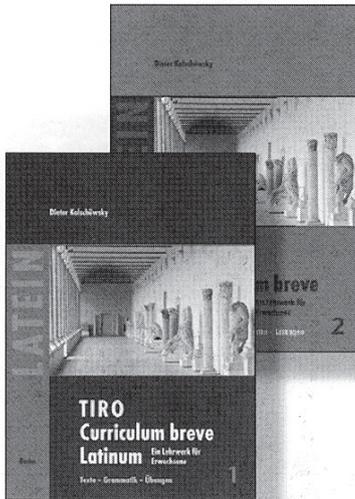
INHALT

ISSN 1432-7511

4/2008

| | | |
|---------------------------|--|------------|
| | Wem gehört die Antike? | 219 |
| Christian Seidl / | Unsere Sprachen sind vielfältiger als wir meinen. | |
| Theo Wirth | Plädoyer für einen realitätsnahen Sprachunterricht | 220 |
| Herbert Zimmermann | Die Geschichtsphilosophie im platonischen „Politikos“ und wir | 232 |
| Manfred Glock | Plinius d. J. als pädagogischer Berater | 236 |
| Frank Oborski | Macht macht Macht – Europa am Scheideweg. | |
| | Cäsar, Mussolini und Berlusconi am Rubikon der Republik | 244 |
| | Besprechungen | 255 |
| | Adressen der Landesvorsitzenden | 290 |

Deutscher Altphilologenverband



TIRO

Curriculum breve Latinum

Ein Lehrwerk für Erwachsene

Von Dieter Kolschöwsky. Unter Mitarbeit von Torsten Koske.

Band 1: Texte | Grammatik | Übungen

Band 2: Vokabularien | Übersichten | Lösungen

2008. Beide Bde. zus. 494 zweifarbige Seiten.

978-3-87548-529-5. Kartoniert 49.80

Zielgruppe: Erwachsene, Studierende, Schüler in Oberstufenkursen, Autodidakten. Vorkenntnisse sind nicht erforderlich.

Lernziele: Übersetzungskompetenz für lateinische Texte mittleren Schwierigkeitsgrades (Latinumsanforderungen), solide Grammatikkenntnisse.

Konzeption: Zu Beginn des ersten Bandes werden in einem **Fundamentum** auf dem Wege vom Wort zum Satz grundlegende Grammatikkenntnisse vermittelt. Die darauf aufbauenden 14 einheitlich gegliederten Kapitel des **Curriculums** sind thematisch konzipiert: Bearbeitete Originaltexte bilden die Grundlage zur Erarbeitung und Übung des grammatischen Stoffes; der Schwerpunkt liegt auf

der für einen lateinisch-deutschen Kurzlehrgang erforderlichen Grammatik und einem entsprechenden Grundwortschatz. Zudem enthalten die Kapitel ausführliche Erläuterungen und Hinweise zur Texterschließung, zusammenfassende Übersichten und zahlreiche Übungen. Die interessanten Texte aus Antike, Mittelalter und Neuzeit, knappe Zusatzinformationen und ein ansprechendes Layout erhalten und fördern die Motivation. **Satura** ergänzen und vertiefen die im Curriculum behandelte Grammatik.

Band 2 umfasst alle während der Textarbeit notwendigen Informationsquellen: Lese-, Lern- und Gesamtvokabular, Stammformenverzeichnis, Formentabellen und den Lösungsteil.

Wem gehört die Antike?

So lautete der Titel eines Vortrags von MARION GIEBEL auf dem DAV-Kongress 1994 (Gymnasium 102, 1995, 133-143). Während man in den 80er und 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die wissenschaftliche und schulische Beschäftigung mit der „Antike“ oft mühsam gegen den Zeitgeist „legitimieren“ musste, hat diese Thematik jetzt erfreulicherweise auch außerhalb der Schule wieder überall Konjunktur. Ausstellungen, Bildbände, Buchreihen, interdisziplinäre Sonderforschungsbereiche aller Art, Filme, DVDs, Fernsehsendungen, Zeitungen, Wochenzeitschriften, Geschichtssillustrierte, kaum ein Medium lässt sich diesen Boom entgehen. Die „Antike“ (was immer das sein mag) wird spannend, unterhaltsam, lustvoll unter die Leute gebracht. Auch Latein ist, wie wir in dieser Zeitschrift mehrfach registrieren

konnten, wieder „in“. Ein bisschen gilt das sogar für das Fach Griechisch. Aber besteht nicht oft die Versuchung, in die mehr oder weniger unterhaltssame Kulturkunde auszuweichen? Sport, Theater, Erotik bei Griechen und Römern? Wie steht es mit der Steigerung der Fähigkeit, einen gründlichen, sicheren originalsprachlichen Zugang zu den lateinischen und griechischen Autoren zu gewinnen? Jetzt, in der angesagten Luther-Dekade (bis 2017), sei ein Wort MARTIN LUTHERS in Erinnerung gerufen: „Und laßt uns das gesagt sein, dass wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darin dies Messer des Geistes steckt.“ (An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, 1524)

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

51. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im **FORUM CLASSICUM** veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.forum-classicum.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>
Univ.-Prof. Dr. Stefan Kipf, Murtener Str. 5 E, 12205 Berlin; stefan.kipf@staff.hu-berlin.de

Schriftleitung: Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin);
E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StD Michael Hotz, Riederer Str. 36, 85614 Kirchseeon
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
OStR Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen
4. Zeitschriftenschau:
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin;
StR Martin Schmalisch, Seehofstr. 56a, 14167 Berlin

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 15,-; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 4,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: OStR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: OStR'in Christina Martinet, Wiesbadener Straße 37, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 783 65 53,
E-Mail: CMartinet@t-online.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Am Schulfang 8, 84172 Buch a. Erlbach.

Unsere Sprachen sind vielfältiger als wir meinen

Ein Plädoyer für einen realitätsnahen Sprachunterricht

1. Einleitung

Wer in die traditionelle Schulgrammatik einer Sprache blickt – sei es eine lateinische oder die irgendeiner modernen Sprache –, bekommt üblicherweise den Eindruck von starker Einheitlichkeit vermittelt: Es scheint, als ob jede Sprache nur aus einem einzigen System mit einer einzigen festgelegten Standardgrammatik bestünde, aus der sich immer ablesen lässt, was richtig ist, während alle Abweichungen von dieser Norm als „falsch“ zu beurteilen sind. Diese Sicht ist grob vereinfachend, künstlich, und das Lernen nur dieser Grammatik im Unterricht führt keineswegs zu einer guten, „korrekten“ Sprachbeherrschung. Einem, der eine solche Standardgrammatik perfekt beherrscht, wird es so ergehen wie ELIZA DOOLITTLE in GEORGE BERNARD SHAW'S „Pygmalion“: Diese Person wird zwar scheinbar korrekt sprechen – und dennoch ständig Fehler produzieren.

Woher kommt dieses Paradox? Es liegt daran, dass jede sprachliche Äußerung nicht in einem gleichsam luftleeren Raum erfolgt, sondern stets in Abhängigkeit von mehreren außersprachlichen Gegebenheiten steht. Die moderne Sprachwissenschaft unterscheidet vier Varianzen, die nach folgenden Fragen unterschieden werden können:

1. „Diachronische“ Varianz der Sprache: Wann, in welcher Zeit haben die Sprecher eine Äußerung getan?
2. „Diatopische“ Varianz: Woher stammen die Sprecher?
3. „Diastratische“ Varianz: Zu welcher sozialen Schicht gehören die Sprecher?
4. „Diaphasische“ Varianz: In welcher kommunikativen Situation verwenden die Sprecher die Sprache?

Diese Varianzen manifestieren sich in jeder Äußerung in einer natürlichen Sprache, im Latein genauso wie in jeder modernen Sprache. Mit der Erforschung der Frage, wie die genannten Varianzen eine sprachliche Äußerung beeinflussen,

befasst sich die sog. „Varietätenlinguistik“. Ihre Ergebnisse ermöglichen einen viel realistischeren Blick auf das Phänomen Sprache und insbesondere auf die Frage, worin sich gewisse, anscheinend synonyme Ausdrucksweisen voneinander unterscheiden. Da es unsere tiefe Überzeugung ist, dass gymnasialer Sprachunterricht nicht auf der Ebene der Grammatik und des Wortschatzes sowie – in den modernen Sprachen – der Kommunikationsfähigkeit stehen bleiben darf (vgl. WIRTH/SEIDL/UTZINGER 2006, passim), werden die Resultate der Varietätenlinguistik auch für den Sprachunterricht in jeder beliebigen Sprache relevant.

Die folgenden Ausführungen haben zum Ziel, diese Unterrichtsrelevanz aufzuzeigen. Dazu werden die vier genannten Varianzen einzeln vorgestellt (Kap. 2 bis 5); nach einer allgemeinen Einführung (Kap. 2.1, 3.1 usw.) wird jeweils auch gezeigt, worin sich die betreffende Varianz speziell im Latein manifestiert (Kap. 2.2, 3.2 usw.). Anschließend werden die Varianzen in ihrem Zusammenspiel und ihrer gegenseitigen Beeinflussung gezeigt (Kap. 6). Zum Schluss folgen Ausführungen über den didaktischen Nutzen dieser Erkenntnisse und es werden konkrete Unterrichtsziele formuliert (Kap. 7).

2. Die diachronische Varianz

2.1. Allgemeines

Jede Sprache verändert sich mit der Zeit. Selbst wenn sich in einer Sprache eine standardisierte Form herausbildet, ist dieser allgemein verbindliche Standard immer für Veränderungen offen. Das gilt auch für die deutsche Sprache, deren Standardform am Beginn des 21. Jahrhunderts anders aussieht als 200 Jahre zuvor. Man erkennt das daran, dass Wörter, Wortformen und -bedeutungen sowie syntaktische Konstruktionen, die zur Zeit GOETHES und SCHILLERS üblich waren, heute selbst in einem durchaus entsprechenden literarischen Umfeld – diese Einschränkung ist

wesentlich – nicht mehr gebräuchlich sind. Dass diese Unterschiede bestehen, ist unbestritten; strittig ist nur, wie und ob überhaupt dieser Sprachwandel auch qualitativ zu werten ist.

Bemerkenswerterweise kann ein Sprachwandel auch nur eine Teilmenge aller eigentlich „gefährdeten“ Formen bzw. Funktionen erfassen. Das wird deutlich am Beispiel des Genitivs, der

in der deutschen Sprachkritik schon seit dem 19. Jahrhundert als vom Aussterben bedroht gilt. Diese Ansicht hat sich sogar im Titel eines einschlägigen Werkleins von BASTIAN SICK niedergeschlagen: „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“. Bei näherer Betrachtung der verschiedenen Genitivfunktionen zeigt sich in der heutigen Standardsprache jedoch eine ganz andere Situation, wie aus folgender Tabelle hervorgeht:¹

| Genitivfunktion | | Beispiel | Tendenz |
|--|--|--|--|
| Attribut | vorangestellt (Personenname) | <i>Peters Auto</i> | stabil |
| | vorangestellt (geograph. Name) | <i>Berlins Bürgermeister</i> | zunehmend (seit Ende 19. Jh.) |
| | vorangestellt (geograph. Name); abhängig von Personennamen | <i>Deutschlands Oliver Kahn</i> | zunehmend (Ende 20. Jh., Pressesprache) |
| | vorangestellt, sonstige Fälle | <i>des Kaisers neue Kleider</i> | veraltet (nur noch archaisierend) |
| | nachgestellt, Personenname | <i>Die Balladen Schillers</i> | abnehmend |
| | nachgestellt, sonstige Fälle | <i>das Haus des Onkels</i> | stabil |
| Objektskasus | | <i>ohne des Anlasses zu erwähnen</i> | stark abnehmend |
| Partitiv (als Attribut und als Objekt) | | <i>ein Glas Weines</i> | veraltet |
| Präpositionalkasus | nach „alten“ Präp. | <ul style="list-style-type: none"> • <i>wegen Umbaus geschlossen</i> • <i>namens seines Vaters</i> | unterschiedlich: <ul style="list-style-type: none"> • abnehmend: <i>wegen</i> • stabil: <i>namens</i> • zunehmend: <i>trotz, dank</i> |
| | nach „neuen“ präp. Fügungen | <i>hinsichtlich des Gesamtvolumens</i> | zunehmend (v. a. Verwaltungssprache) |

Es zeigt sich also, dass nicht einfach „der“ Genitiv ausstirbt. Interessanterweise ist der Genitiv als morphologische Form gerade in derjenigen Funktion, die SICK zu seinem Pamphlet den Titel geliefert hat und die zu unserer obigen Kategorie „nachgestellt, sonstige Fälle“ gehört, in der Standardsprache nach wie vor ungefährdet;² andererseits kann der Kasus sogar in neuen Funktionen verwendet werden, in denen er früher nicht gebräuchlich war. Nur in bestimmten Funktionen und kommunikativen Situationen (Näheres hierzu folgt in Kap. 5.1) wird der Genitiv durch verschiedene andere morphosyntaktische Verfahren ersetzt. Da die entsprechenden Funktionen also weiterhin ausgedrückt werden – wenn auch mit anderen Mitteln,

z. B. durch die Präposition „von“ –, handelt es sich auch nicht um eine objektiv feststellbare „Verarmung“ der Sprache, sondern um eine normale Erscheinung von Sprachwandel. Ein solcher lässt sich aber höchstens nach gänzlich subjektiven Kriterien bewerten – eine Feststellung, die auch Folgen für die Darstellung und Besprechung solcher Erscheinungen im Unterricht haben muss.

2.2. Im Latein

Auch das Latein hat sich im Laufe der Jahrhunderte verändert. Selbst in Texten, die heute im Schulunterricht durchgenommen werden, sind Veränderungen der Sprache zwischen dem Altlatein des frühen 2. Jahrhunderts – bei PLAUTUS und TERENCE – und der Klassik zur Zeit CAESARS

und CICEROS gut erkennbar. Dies zeigt sich beispielsweise an den Formen des Konjunktiv Präsens von *esse*, der im Altlatein noch sehr altertümlich *s-iē-m*, *s-iē-s*, *s-iē-t*, *s-i-mus*, *s-i-tis*, *s-i-ent* lautet.³ Hundert Jahre später jedoch hat sich das – ursprünglich nur im Plural berechnete – Konjunktivzeichen *-ī-* in sämtlichen Personen analogisch durchgesetzt.

In der Zeit nach der Klassik passiert dann ein merkwürdiges Phänomen: Die uns vor allem überlieferte geschriebene lateinische Standardsprache wird – ohne Eingriffe von irgendwelchen Akademien oder staatlichen Stellen – zum Modell für alle späteren Zeiten, und zwar so stark, dass von nun an in dieser Schriftsprache nur noch marginale Veränderungen eintreten, wie z. B. das nunmehr durchgängig nach der 3. Konjugation flektierte Verb *ēsse/edere*. Sonst jedoch blieben die lateinische Orthographie⁴ und die gesamte Formenlehre sowie die Syntax im Wesentlichen unverändert; allenfalls sind Formen seltener geworden oder ganz ausgestorben (z. B. das Supinum I) bzw. syntaktische Konstruktionen haben an Häufigkeit zugenommen (das Gerundium auf Kosten des Partizips der Gleichzeitigkeit). Diese Versteinerung der Schriftsprache hat zur Folge, dass jemand mit seinen Kenntnissen der Formen und Syntax des klassischen Lateins ohne Probleme auch Texte lesen und verstehen kann, die ein halbes Jahrtausend nach CICERO entstanden sind; man muss also nicht eigens eine „spätlateinische Grammatik“ neu lernen.

Die rigide Standardisierung der Sprache mit dem Festhalten an der Grammatik des 1. Jahrhunderts hatte jedoch eine gravierende nachteilige Auswirkung: N e b e n der uns greifbaren geschriebenen Sprachform existierte ja immer auch eine gesprochene Sprache. Diese Sprachform ist unter dem sehr unglücklichen Namen „Vulgärlatein“ bekannt geworden und gehört, da ursprünglich nur im mündlichen Gespräch verwendet, eigentlich zur Diaphasie (vgl. Kap. 5). Während die geschriebene Sprache gleichsam erstarrte, entwickelte sich die gesprochene Sprache des Alltags ungehindert weiter und entfernte sich Schritt für Schritt vom Schreibstandard. Deshalb wurde der Aufwand, um sich den

Schreibstandard anzueignen, mit der Zeit immer größer. Als dann im Gefolge der Völkerwanderungszeit auch das Schulsystem weitgehend zusammenbrach, blieb kaum jemand übrig, der die klassische Schreibsprache noch beherrschte; wer überhaupt noch schreiben konnte, schrieb, von formelhaften Versatzstücken abgesehen, meist so, wie ihm der Schnabel gewachsen war, so dass also die analphabetische Gesellschaft des Jahres 700 einen zeitgenössischen geschriebenen lateinischen Text, der vorgelesen wurde, recht gut verstehen konnte.⁵ Einzig in Irland, wo das Latein neben der einheimischen keltischen Sprache stets eine zu lernende Fremdsprache geblieben war, blieb, von den Wirren der Völkerwanderungszeit unbeschadet, der klassische lateinische Schreibstandard erhalten. Dann aber versuchte auf dem Kontinent KARL DER GROSSE, unterstützt von seinem „Kultusminister“, dem Iren ALKUIN, den christlichen Glauben wieder zu heben. Ein Mittel dazu waren verbesserte Lateinkenntnisse des Klerus; dieser wurde angehalten, den Gläubigen Predigten aus der Zeit AUGUSTINS zu halten – mit dem Erfolg, dass kein Gläubiger mehr verstand, was ihm gepredigt wurde. Die Kirche reagierte schnell: 814 fand in Tours ein Konzil statt, das verfügte, die Priester sollten künftig danach trachten, die Predigten „*in rusticam romanam linguam aut thiotiscam*“ zu übersetzen: das erste Zeugnis für das mittlerweile entstandene Bewusstsein, dass die Alltagssprache kein Latein mehr war, sondern eben eine andere Sprache. Erst damals ist Latein endgültig zur toten Sprache geworden, die von niemandem mehr als Erstsprache gesprochen wurde.

3. Die diatopische Varianz

3.1. Allgemeines

Alle modernen Sprachen weisen in mehr oder minder ausgeprägtem Maße eine räumliche Gliederung in Dialekte auf, wobei diese unterschiedlich lebenskräftig sind: Recht vital sind sie im italienischen und im süddeutschen Sprachbereich, fast völlig verschwunden sind sie in Frankreich, in der französischen Schweiz sowie im nord- oder niederdeutschen Raum; in der deutschen Schweiz hingegen sind sie lebendiger

denn je und dienen als alltägliches Verständigungsmittel der gesamten Bevölkerung, und zwar ohne soziale Grenzen.

Weniger bekannt ist, dass selbst die heutigen eigentlich stark normierten, zur Vereinheitlichung tendierenden Standardsprachen meist ebenfalls, wenn auch schwach, räumlich gegliedert sind. Die räumlichen Varianten haben – worauf hier ausdrücklich hingewiesen sei – nichts mit „dialektnaher“ Sprache oder gar „Umgangssprache“ zu tun (vgl. Kap. 5), sondern sie stellen in ihren Verbreitungsgebieten zum Teil den ganz normalen, unauffälligen Standard dar, der denn auch in den Schulen als solcher gelehrt wird. Aus diesem Grund gibt es zwischen den verschiedenen diatopischen Ausprägungen der Standardsprachen auch keine qualitativen Unterschiede; in der modernen Forschung spricht man in diesem Fall von „plurizentrischen Sprachen“ (vgl. AMMON 1995). Ein Musterbeispiel für eine solche plurizentrische Sprache ist neben dem Spanischen und dem Englischen auch das Neuhochdeutsche, wo es beträchtliche Unterschiede nicht allein zwischen den Standardsprachen der verschiedenen, mehrheitlich deutschsprachigen Länder gibt. Hierzu vergleiche man Helvetismen wie das seit dem frühen 20. Jahrhundert zugunsten von <ss> gänzlich aufgegebene <ß> (<Strasse>, <Fussball>⁶) bzw. Strukturen des Typs *gut, seid ihr gekommen* (statt *gut, dass ihr gekommen seid*), Austriazismen wie *Jänner* für sonst übliches *Januar* und *am* statt *auf dem* (*am Land wohnen*; *Geld am Konto haben*) sowie auf Deutschland – oder Teile Deutschlands – beschränkte sog. „Teutonismen“ wie *Abitur* (statt wie in Österreich und der Schweiz üblich *Matura*, in der Schweiz auch *Matur* oder *Maturität*) und *Geldautomat* (in Österreich: *Bankomat*, in der Schweiz: *Banco-mat*). Sogar innerhalb Deutschlands finden sich bemerkenswerte Unterschiede wie im Norden übliches *Sonnabend* bzw. *Apfelsine* (im Süden sowie in Österreich und der Schweiz: *Samstag* bzw. *Orange*).⁷

3.2. Im Latein

Im Gegensatz zum Altgriechischen sind im Latein – jedenfalls, was potenzielle Schultexte

betrifft – kaum diatopische Differenzen auszumachen. Allenfalls findet man in altlateinischen Inschriften noch (geringe) derartige Unterschiede.⁸ Schon bald aber kommt es zu einer offenbar vollständigen Entdialektalisierung.⁹

Im Gefolge der Ausbreitung des lateinischen Sprachgebiets über weite Teile Westeuropas und des Maghreb ist mit Sicherheit damit zu rechnen, dass neuerliche Dialektunterschiede entstanden sein müssen, denn es ist schlechterdings unvorstellbar, dass auf einem Gebiet von annähernd 3.000.000 km² überall dieselbe Sprache gesprochen worden sein soll. Zwar sind Zehntausende von gut lokalisierbaren Inschriften erhalten und diese strotzen auch zum Teil vor Abweichungen vom Standardlatein, doch lassen sich auch in diesen „Fehlern“ keine räumlichen Unterschiede feststellen. Entsprechende Anzeichen sind erst nach der großen politischen und ökonomischen Krise, die das Römische Reich im 3. Jahrhundert n. Chr. durchmachen musste, zu erkennen: Die ersten unzweifelhaften diatopischen Unterschiede stammen aus der Zeit des ausgehenden 4. Jahrhunderts. Von da an werden Dialektmerkmale – aber nur bei Autoren, die den Schreibstandard nicht mehr so gut beherrschen (vgl. oben 2.2), nicht jedoch bei Klassikern wie AUGUSTIN und BOETHIUS – immer häufiger und es ist deutlich zu erkennen, dass das lateinische Sprachgebiet schon um 500 n. Chr. in verschiedene, ganz kleinräumige Dialektgebiete zerfallen war: So wurde damals im östlichen Oberitalien schon ein erkennbar anderes Latein gesprochen als südlich des Appennin bzw. in der westlichen Poebene oder gar in Südfrankreich (vgl. SEIDL 2003).

4. Die diastratische Varianz

4.1. Allgemeines

Die Sprecher einer Sprache bilden kein einförmiges Ganzes, sondern lassen sich nach unterschiedlichen Kriterien in verschiedene Gruppen einteilen. Mitunter wirkt sich diese Gruppenbildung auch in der Sprache aus.

Erkennbar ist dieser Umstand zunächst einmal daran, dass sich schon auf Grund von gemeinsamen Beschäftigungen und Interessen ein gruppenspezifischer Wortschatz herausbil-

det. Wenn sich die betreffende soziale Gruppe als Fachleute mit einer bestimmten Materie beschäftigt, kann ihr Wortschatz differenzierter sein als der Allgemeinwortschatz. Beispiele hierfür finden sich massenhaft, so etwa in der Landwirtschaft für die ganz fein differenzierten Altersstufen von Nutzvieh, im Fußball oder auch in der Graffiti-Szene (z. B. die Anglizismen *Tag* „Unterschrift in Kürzelform“, *scratches* „einen *Tag* auf einer glatten Oberfläche anbringen, indem diese mit scharfen Werkzeugen usw. zerkratzt wird“). Andererseits existieren manchmal für gewisse, auch allgemein bekannte Konzepte auch gruppenspezifische Synonyme: Dabei kann es sich um Wortkürzungen handeln wie schülersprachliches *Direx* (aus *Direktor*) oder um Ausdrücke mit ganz anderer Bedeutung wie jugendsprachliches *fett* „toll; bewundernswert“ bzw. bei Schweizer Jugendlichen *easy* als Antwort auf eine Entschuldigung. Dieser Spezialwortschatz, der Außenstehenden zum Teil unverständlich ist, erhält dadurch eine wichtige sekundäre Funktion: Er wirkt innerhalb der Gruppe identitätsstiftend und gegen außen hin abgrenzend. Die genannten Phänomene beschränken sich aber gewöhnlich nur auf den Wortschatz und – was wichtiger ist – sie werden oftmals von den Gruppenangehörigen nur gruppenintern verwendet, ihr Gebrauch ist also situationsabhängig und gehört deshalb in die Diaphasie (vgl. unten Kap. 5).

Wichtiger sind die Unterschiede, die sich in Abhängigkeit von der Zugehörigkeit der Sprecher zu einer sozio-ökonomischen Schicht manifestieren: So ist es ein Faktum, dass besonders Angehörige der Unterschicht sich sprachlich anders ausdrücken als Angehörige von Mittel- und Oberschicht. Dies liegt unter anderem an der unterschiedlichen Dauer und Intensität auch der sprachlichen Ausbildung – nur wer eine höhere Schule besucht, lernt systematisch, auch komplexere Texte zu verstehen und zu verfassen – sowie daran, dass zumal die Oberschicht zum Teil seit Generationen über genügend Freizeit verfügt, um sich literarisch zu beschäftigen. Wer zudem schon im Elternhaus durch das Vorbild der Erwachsenen zum Lesen ermuntert und nicht im Gegenteil durch

die verbreitete Geringschätzung von Lektüre abgehalten wird,¹⁰ entwickelt automatisch einen differenzierteren Wortschatz und verfügt über eine bessere Kenntnis der – zumal geschriebenen – Standardsprache.

Über diese unterschiedliche Verfügbarkeit verschiedener sprachlicher Register hinaus – die wiederum in die Diaphasie von Kapitel 5 gehören – ist überdies oftmals zu beobachten, dass die Angehörigen bestimmter sozio-ökonomischer Schichten dadurch, dass sie fast ständig nur mit ihresgleichen Kontakte haben, einen speziellen Wortschatz bzw. eine eigene Aussprache aufweisen. Bekannt sind etwa bei der Pariser Oberschicht der „*accent du XVI^e*“ (auch „*accent Marie-Chantal*“ genannt)¹¹ oder in der Stadt Bern die (heute im Verschwinden begriffene) Sprache der Patrizier.

In solchen Fällen verraten die Sprecher mittels ihrer Sprache automatisch, dass sie aus einer bestimmten sozialen Schicht stammen. Dies hat zwei Folgen: Erstens schließen die Hörer von der Sprachform eines Sprechers auf dessen gesellschaftliches Prestige und zweitens werden die Sprecher der weniger prestigeträchtigen Varietät versuchen, dieses Stigma abzulegen; die Sprachform der Oberschicht gilt als nachahmenswertes Beispiel, so wie umgekehrt die Angehörigen der Oberschicht aus ihrer Sprache alles verbannen, was an die Sprachform der Unterschicht erinnert.

4.2. Im Latein

Auch im Latein sind natürlich gewisse Ausdrücke bekannt, die zumindest ursprünglich nur in bestimmten Berufsgruppen verbreitet waren: So ist das Verb *delirare* von *lira* „Ackerfurche“ abgeleitet und bedeutet also ursprünglich in der Sprache der Ackerbauern, vom Pflug gemeint, „aus der Furche geraten“. Später wurde es in metaphorischer Bedeutung „(geistig) aus dem Ruder laufen; spinnen“ in die Allgemeinsprache übernommen.

Darüber hinaus muss es auch sprachliche Unterschiede zwischen den verschiedenen sozio-ökonomischen Schichten gegeben haben. Bei der Deutung der Befunde ist jedoch zu berücksichtigen, dass die uns erhaltenen

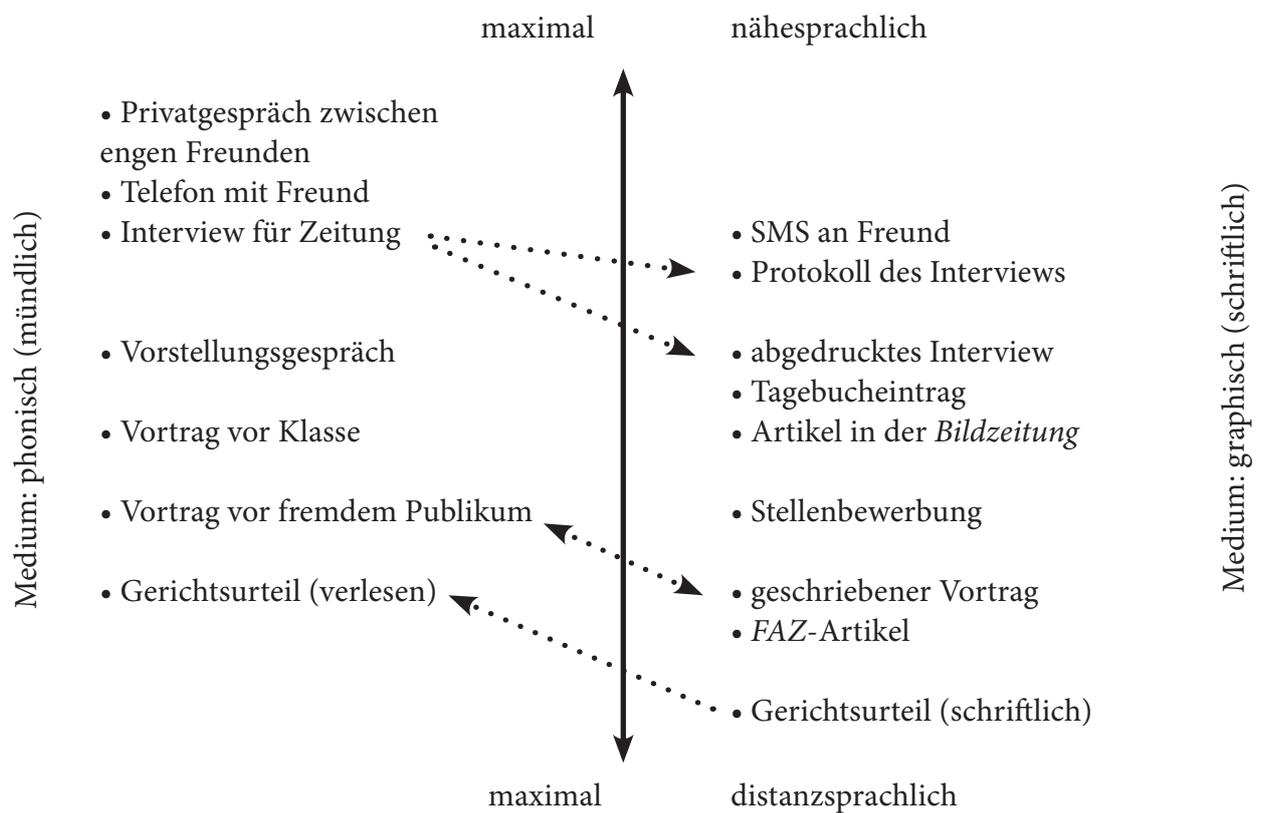
Textzeugnisse fast ausnahmslos in der Standardform überliefert sind, wie sie maßgeblich von Angehörigen der Oberschicht geprägt worden ist. Wir wissen also praktisch nur, wie die Oberschicht schrieb, aber nicht sehr gut, wie sie allenfalls gesprochen hat. Auf der anderen Seite sind – in Inschriften (man denke vor allem an die Wandinschriften aus Pompeii) und erhalten gebliebenen Briefen (etwa des Soldaten CLAUDIUS TERENTIUS) auch schriftliche Äußerungen von Leuten aus der Unterschicht überliefert. Darin treten zwar zahlreiche Abweichungen vom sonst üblichen Standardlatein auf, ihren Grund haben diese aber eben darin, dass bildungsferne Schichten mit wenig Übung im Verfassen von schriftlichen Texten Elemente ihrer Alltagssprache durchscheinen lassen. Es lässt also erkennen, wie die Unterschicht gesprochen hat, doch wissen wir meistens nicht, ob diese Aussprache auch für Angehörige der Oberschicht gegolten hat. Immerhin gibt es ein paar Ausnahmen: So wissen wir aus mehreren Quellen, dass die Aussprache des Diphthongs /au/ als langes /ō/ typisch für die römische Unterschicht war; populistische Anbiederung an diese Schicht veranlasste CICEROS Gegner, den hochadeligen PUBLIUS CLAUDIUS PULCHER dazu, sein *Nomen gentile* in die plebeisichere Form CLODIUS abzuändern. – Eine Fundgrube sind die „*Satyrice*“ des PETRON mit den (fiktiven) Reden der handelnden Personen, in denen auch an der Sprache gut zu erkennen ist, dass hier Leute mit sehr unterschiedlichem Bildungsgrad sprechen: Während die Äußerungen der Hauptpersonen (vor allem diejenigen von Encolpius und Eumolpus) den Gesprächs-ton gebildeter Römer aus gutem Haus zeigen, sind in den Freigelassenengesprächen mehrere Anzeichen dafür vorhanden, dass wir es mit Leuten zu tun haben, die trotz ihres Reichtums

Angehörige der Unterschicht geblieben sind. Dafür sind weniger die allgemein bekannten Abweichungen von der lateinischen Standardsprache typisch – denn diese sind in den meisten Fällen situationsbedingt, also diaphasisch zu erklären (vgl. unten 5.2) –, sondern andere Eigenheiten wie der häufige Rückgriff auf Phrasen mangels eigener Formulierungskünste (z. B. bei Dama [Kap. 41]: *dies nihil est; dum versas te, nox fit*; bei Seleucus [Kap. 42]: *aqua dentes habet; antiquus amor cancer est* usw.), das sogar in schon oft erzählten Geschichten monotone Vokabular (vgl. die Geschichte vom Werwolf in Kap. 61ff.)¹² oder die vulgäre Ausdrucksweise (vgl. Seleucus: *frigori laecasin dico* [griech. λαικάζειν; vgl. engl. *fuck off!* „hau ab“]; der Gastgeber Trimalchio drückt sich zunächst noch vornehm verhüllend aus, vgl. Kap. 47 *sua re causa facere* bzw. *facere, quod se iuuet*, während er später, immer betrunken, die Dinge beim Namen nennt, vgl. Kap. 71 *ne omnis populus ad monumentum cacatum currat*; vgl. auch die wüste Beschimpfung seiner Frau Fortunata in Kap. 74).¹³

5. Die diaphasische Varianz

5.1. Allgemeines

Von zentraler Wichtigkeit für den sprachlichen Ausdruck ist die Situation, in der eine bestimmte sprachliche Äußerung erfolgt. Um die mannigfaltigen kommunikativen Situationen in einleuchtender Weise zu klassifizieren, sind verschiedene Modelle vorgeschlagen worden. Als für didaktische Zwecke besonders nützlich erweist sich das folgende: Verschiedene denkbare kommunikative Situationen werden als auf einem Kontinuum liegend aufgefasst: Am einen Pol liegt eine besonders intime Sprachform (genannt „Nähesprache“), am anderen eine hochoffizielle (genannt „Distanzsprache“):



Kommentar:

Je nach Situation drücken wir uns also unterschiedlich aus: Im vertrauten Gespräch mit einem guten, persönlich anwesenden Freund über ein beiden bekanntes, emotional in hohem Maße geladenes Thema sprechen Angehörige aller Sprachen und Schichten anders als in einem Vortrag, in dem man einem fremden Publikum ein unbekanntes Thema nahe bringen soll. Auch im schriftlichen Ausdruck gibt es deutliche Unterschiede: Eine SMS wird anders formuliert als ein Bewerbungsbrief. – Insgesamt besteht eine Abhängigkeit vom gewählten Medium (Schallwellen bzw. Schrift), indem nähesprachliche Äußerungen üblicherweise meist gesprochen sind, während distanzsprachliche eher schriftlich niedergelegt werden.

Die gestrichelten Pfeile zeigen, wie sich bei ein und derselben Situation die Lage auf dem Kontinuum verschiebt, je nachdem, ob die Situation vom mündlichen ins schriftliche Medium übertragen wird oder umgekehrt. Dies liegt daran, dass für die mündliche Kommunika-

tion typische Eigenheiten bei der Übertragung in das jeweils andere Medium herausgefiltert werden oder (im Falle des verlesenen, zuvor schriftlich formulierten Vortrags bzw. Urteils) neu dazukommen. Solche Eigenheiten sind: (1) Gesprächsübernahmesignale (als engl. Fachausdruck: „turn-taking signals“), die die Funktion haben, dem Gesprächspartner anzuzeigen, dass man die Sprecherrolle übernimmt (vgl. engl. *well*), (2) Überbrückungssignale wie *ähh* (mit der Bedeutung: „ich möchte weitersprechen, doch suche ich gerade nach einem Ausdruck“), (3) Beendigungssignale wie süddeutsch *gell?* (zeigen an, dass man mit seiner Botschaft zu Ende ist), (4) Wortwiederholungen wie *die ... die ... die ... Desoxyribonukleinsäure* usw.

Wo eine gegebene sprachliche Äußerung auf diesem Kontinuum zu liegen kommt, ist von einer ganzen Reihe unterschiedlicher Faktoren abhängig:

| Faktoren | | nähesprachlicher Pol | distanzsprachlicher Pol |
|--|---|-----------------------|-------------------------|
| an der jeweiligen kommunikativen Situation ebenfalls beteiligter Partner | Anzahl | wenige | viele |
| | soziale Stellung | gleich oder niedriger | höher |
| | bekannt/vertraut | ja | nein |
| | räumliche Situierung | anwesend | abwesend |
| | Rollenverteilung | offen | fest |
| | Sprecherwechsel möglich? | ja | nein |
| Kommunikation an und für sich | gemeinsames Wissen (situativ, kulturell) | groß | gering |
| | Thema | variabel | fixiert |
| | Öffentlichkeit | nein | ja |
| | Spontaneität | groß | gering |
| | Planung | gering | groß |
| | Emotionalität | groß | gering |
| Verhältnis Produktion vs. Rezeption | verzahnt, interaktiv (Rückfragen möglich) | voneinander losgelöst | |
| Aussagen | provisorisch, modifizierbar | definitiv | |
| verwendetes Medium | | gesprochen | geschrieben |

In dieser Kategorie von situativ bestimmter Sprache haben auch die Begriffe *Standardsprache* und *Umgangssprache* ihren Platz:

- Die *Standardsprache* hat ursprünglich den Zweck, vor allem die schriftliche Kommunikation für ein größeres, fremdes Publikum auch über unbekannte Themen, ohne direkten Kontakt über weite Distanzen zu gewährleisten. Auf Tabelle 3 liegen die prototypischen Situationen, in denen die Standardsprache zum Zuge kommt, vor allem beim distanzsprachlichen Pol des schriftlichen Mediums. Dagegen gehört die Verwendung der Standardsprache in intimen Situationen am anderen Ende des Kontinuums nicht zu deren ursprünglichem Aufgabenbereich, ja sie kann dort sogar gespreizt und deplatziert wirken.¹⁴
- Die *Umgangssprache* dient hauptsächlich der direkten mündlichen Kommunikation unter einander Bekannten über vertraute Themen des Alltags. Damit liegt ihr typischer Anwendungsbereich vor allem am nähesprachlichen Pol des mündlichen Mediums.

Mit Hilfe dieses Kontinuums lassen sich nunmehr verschiedene weiter oben aufgeworfene Fragen erklären:

- Das angebliche Aussterben des deutschen Genitivs (vgl. oben Kap. 2.1) macht sich im heutigen Deutsch vor allem als mehr oder weniger vollständiges Fehlen von Genitivformen in der gesprochenen Nähesprache – also in der Umgangssprache – bemerkbar, die jedoch einen ganz anderen Anwendungsbereich hat als die geschriebene Distanzsprache. Analog verhält es sich mit anderen Phänomenen, die von der Sprachkritik ebenfalls als Zeichen einer „Sprachverhuzung“ gedeutet werden, so, wenn WOLF SCHNEIDER unlängst¹⁵ das in Chats übliche „Kindergelalle“ (*megaknuddel*) mit einer Ballade von GOETHE vergleicht: Dieser Vergleich zwischen spontaner Nähesprache¹⁶ und hochartifizieller Poesie ist schlechterdings unzulässig; wenn schon, hätte Schneider Goethes Götzzitat mit heutigen Beschimpfungen vergleichen müssen.
- Auch die Ursachen für die unterschiedliche Verwendung von Dialekt bzw. Standard-

deutsch in der deutschen Schweiz werden jetzt klarer: Die nächsprachliche Kommunikation erfolgt grundsätzlich in einem der Dialekte, für die distanzsprachliche ist Standarddeutsch vorgesehen.¹⁷

5.2. Im Latein

Im Gegensatz zu den recht spärlichen Spuren von diachronischer, diatopischer und diastratischer Varianz finden sich selbst im geschriebenen Standardlatein zahlreiche Textzeugnisse, die im erwähnten Kontinuum an unterschiedlichen Stellen lokalisiert und damit eher als distanz- bzw. eher als nächsprachlich bezeichnet werden können.

Sammelbegriff für die eher nächsprachlichen Ausdrucksformen ist das berühmt-berühmte „Vulgärlatein“: Im Gegensatz zum ersten Anschein handelt es sich hierbei aber nicht nur um die Sprache des römischen *vulgus*, sondern um die allgemein gebräuchliche Sprache des täglichen Gebrauchs und damit um das Analogon zur heutigen deutschen „Umgangssprache“. Diese täglich verwendete Sprachform war es, die langsam, im Laufe der Jahrhunderte, in die romanischen Sprachen übergang. Für distanzsprachliche Situationen – vor allem des schriftlichen Mediums – bildete sich bis in die Zeit des Klassischen oder Goldenen Lateins die oben in Kap. 2.2 erwähnte Standardvariante heraus, das in allen Grammatiken kodifizierte „Klassische Latein“. Deutlicher ausgedrückt:

Das sog. „Vulgärlatein“ ist nicht, wie manche Philologen immer noch wännen, eine minderwertige Verfallserscheinung, die obendrein aus dem klassischen Latein hervorgegangen sein soll, sondern die neben der Standardform für andere kommunikative Zwecke geeignete, stets präsente Umgangssprache, aus der sich die Standardvariante erst in (vor-)klassischer Zeit entwickelt hat.

Da schon von der Themenwahl her viele nächsprachliche Situationen nicht zu einer Verewigung in schriftlicher Form bestimmt sind, gibt es nicht viele Zeugnisse dieser lateinischen Umgangssprache, die auf uns gekommen sind. Zu den bekanntesten gehören – im Rahmen der

Schullektüre – private Briefe CICEROS (etwa an seine Kinder und an seinen Bruder), (fiktive) Dialogpartien in der altlateinischen Komödie bzw. in den Satiren des HORAZ (zumal die berühmte Schwätzersatire) sowie die schon erwähnten Unterhaltungen der Freigelassenen in PETRONS „*Satyrical*“.

Diese lateinische Umgangssprache hat man sich nicht als völlig andere Sprachform vorzustellen; viele ihrer Eigenschaften stimmen mit dem geschriebenen Standard überein, doch gibt es einige charakteristische Unterschiede, die sich in j e d e r Sprache finden:¹⁸

- Kurzformen: *si ante venisses, saltem nobis adiutasses.*
- Spezieller nächsprachlicher Formenschatz: *vinus mihi in cerebrum abiit.*
- Präzisions- und Korrektursignale: *medicium perdidit, immo vero malus fatus.*
- Antwortsignale, die zeigen, dass man aufmerksam zuhört: *hem; hui* (in Komödien).
- Viele stark betonte Demonstrativpronomina und -Partikeln: *etiam videte, quam porcus ille [statt erwartetem hic] silvaticus lotam comederit glandem!*
- Interjektionen: *heu, eheu! utres inflati ambulamus.*
- Wenig ausgefeilter Wortschatz (monoton, „Passe-partout-Wörter“): *venimus inter monumenta. homo (= comes, amicus) meus coepit ad stelas facere (= mingere/cacare). sedeo ego cantabundus et stelas numero.*
- Kurze Sätze; wenige Nebensätze; die logische Beziehung zwischen Aussagen wird durch Adverbien oder überhaupt nicht ausgedrückt: (vgl. die Asyndesen im vorhergehenden Beispiel).
- Spezieller umgangssprachlicher Wortschatz: *et thesaurum invenit* (statt distanzsprachlichem: ... *repperit*).¹⁹

6. Das Zusammenspiel der vier Varianzen

Die vier Varianzen kommen natürlich nicht nur isoliert vor, sondern hängen immer auch miteinander zusammen.

- Das heißt, dass etwa die Nächstsprache (Diaphasie) unter Jugendlichen (Diastratie) heute (Diachronie) in der Schweiz (Diatopie) anders

aussieht als etwa die Nähesprache der heutigen Jugendlichen in Deutschland. Dies war am oben in Kap. 4.1. genannten *easy* zu erkennen, das derzeit unter deutschen Jugendlichen nicht als Antwort auf eine Entschuldigung verwendet wird.

- Zudem ist es möglich, dass Charakteristika ihre Zugehörigkeit zu einer der Dimensionen im Laufe der Zeit ändern. Besonders gut sichtbar wird dies an den deutschen Dialekten: In weiten Teilen des deutschen Sprachgebiets ist aus verschiedenen Gründen der jeweilige, von der Standardsprache gleichsam „überdachte“ Dialekt zu einer Sprachform der Unterschicht mit entsprechend geringem Prestige geworden, ein diatopisches Charakteristikum hat sich also zu einem diastratischen entwickelt. Dem entsprechend bemühen sich viele Leute, aus ihrer eigenen Sprache (insbesondere natürlich aus der gesprochenen) möglichst alles auszumerzen, was auch nur anflugsweise regional (und damit: nach Unterschicht) klingt, bzw. es achten Eltern darauf, dass ihre Kinder nur ein möglichst „unauffälliges“ Standarddeutsch beherrschen sollen. Dies führt zu einem „sprachlichen Klima“, das großenteils von der Angst geprägt ist, durch Abweichungen vom Standard sofort als Angehöriger der Unterschicht auf- und damit abzufallen. Vollkommen anders ist die Situation in der Deutschschweiz sowie in Vorarlberg, wo der jeweilige Ortsdialekt überhaupt nicht mit einer sozialen Schicht assoziiert wird, sondern von jedermann in jeder Situation verwendet wird und deshalb auch nicht stigmatisierend wirkt.
- Das in Kap. 5.1 geschilderte Kontinuum von Nähe- und Distanzsprache steht nicht allen gesellschaftlichen Schichten in vollem Umfang zur Verfügung, es gibt darin also diastratische Unterschiede: Das graphische Medium fehlt (funktionalen) Analphabeten ganz und vom phonischen Medium beherrschen viele Leute aus der Unterschicht nur die Bereiche am nächstsprachlichen Pol. Dadurch erhalten viele Charakteristika der Nähesprache für Angehörige der oberen Schichten wiederum ein niedriges Prestige und sie versuchen, sich

möglichst nur distanzsprachlich auszudrücken.

Durch die unterschiedlichen Variations- und Beeinflussungsmöglichkeiten ergibt sich also ein äußerst facettenreiches Bild, ein Bild, das der Vielgestaltigkeit einer Sprache viel besser gerecht wird als die einförmige, nur vom Duden geprägte „Schwundstufe“ einer Sprache, die von manchen Sprachschützern propagiert wird.

7. Die vier Varianzen der Sprache im Unterricht

Die obigen Ausführungen haben Konsequenzen für den Unterricht: Philologen beschwerten sich oft, die Jugendlichen seien sprachlich unkultiviert. Angesichts dessen sehen sie ihre Aufgabe darin, das „Deutsch“ der Schüler zu verbessern, damit diese – ohne Rücksicht auf die kommunikative Situation – eine möglichst gepflegte Standardsprache verwenden.

Es geht jedoch um etwas anderes: Bei den Gymnasiasten soll erstens das Bewusstsein für die vier Varianzen – insbesondere für die *d i a p h a s i s c h e* – geweckt und zweitens soll den Schülern die Fähigkeit vermittelt werden, sich den jeweiligen situativen Anforderungen entsprechend auszudrücken, also eine bei jedem Muttersprachler bereits bestehende Fähigkeit zu vervollkommen, die in der einschlägigen Fachliteratur als „*i n n e r e M e h r s p r a c h i g k e i t*“ bezeichnet wird. Der Sprachunterricht darf jedoch ausdrücklich *n i c h t* den Zweck haben, den Jugendlichen die von ihnen bereits beherrschten nächstsprachlichen Register auszutreiben und sie durch ein einheitliches distanzsprachliches zu ersetzen.

Damit dies möglich wird, muss zunächst die Lehrkraft selber ihr Verhältnis zur Sprache und zu den vier Varianzen überdenken. Dazu gehört die Einsicht, dass das Bild von einer monolithischen deutschen, lateinischen usw. Sprache eine *F i k t i o n* ist.²⁰ Was die Diaphasie betrifft, so ist es hilfreich, wenn man den eigenen Sprachgebrauch überprüft: Wie habe ich gerade mit einem Kollegen im Einzelgespräch gesprochen – und wie in der Lehrerkonferenz? Wie habe ich letztthin eine SMS an meinen Partner formuliert – und wie einen Leserbrief?

Selbst das im Unterricht als Zielsprache vermittelte Standarddeutsch darf nicht eine mittlerweile bereits veraltete schriftliche Ausprägung darstellen, sondern muss von der flexibleren Norm des beginnenden 21. Jahrhunderts ausgehen, auch, was Dauerbrenner wie den Konjunktiv in Nebensätzen und die *consecutio temporum* betrifft.

Wie kommt das Thema im Unterricht vor?²¹ Im altsprachlichen Unterricht ist das Ü b e r s e t z e n der Ort, und zwar schon bei den Lehrbuchtexten. Das Ziel besteht ja darin, dass die Schüler text- und situationsgerecht übersetzen. Eine Möglichkeit dazu ist folgende: Man beobachtet die Schüler, wie sie übersetzen, korrigiert und erläutert, aber zunächst noch ohne den theoretischen Hintergrund zu liefern. Bei den Wörterangaben in den Lehrbüchern ist die deutsche Wiedergabe der Vokabeln zu überprüfen: Sind die Lernwörter nicht auf eine unpassende (z. B. altertümliche) Weise übersetzt (*gratia* = „Anmut“)? Dasselbe gilt für die Grammatik: Optativischer Konjunktiv im Hauptsatz ist im heutigen Deutsch nicht mehr durch „möge...!“, sondern z. B. durch „hoffentlich ...“ wiederzugeben.²²

Irgendwann ist es dann Zeit, in der nötigen Knappheit auch den sprachtheoretischen Hintergrund zu liefern. Hier ist die Absprache mit der Deutschlehrkraft der sinnvollste Weg. Davon werden auch die modernen Fremdsprachen profitieren.²³ Später, im Lektüreunterricht, kann das Thema zentral werden. Und wenn dann in einer schriftlichen Arbeit zu PETRON ein Schüler den Satz eines Freigelassenen *abiit ad multos* durch „er guckt die Radieschen von unten an“ übersetzt (selbstverständlich mit grammatischer Kommentierung, so wie er es gelernt hat), dann hat sicher dieser Schüler das Unterrichtsziel erreicht.

Zum Schluss seien die Lernziele aufgelistet:

- Die Schüler wissen, dass jede Sprache nicht ein einförmiges Ganzes ist, sondern von den erwähnten vier Varianzen geprägt wird, und sie kennen für jede schlagende Beispiele.
- Die Schüler können scheinbar synonyme sprachliche Erscheinungen in die erwähnten Varianzen einordnen.
- Insbesondere wissen sie, dass die diaphasische

Varianz in der Sprachbeherrschung zentral ist; sie kennen die Situationen, in denen Nähe- bzw. Distanzsprache verwendet wird und lernen in einem ständigen Prozess, in ihrer eigenen mündlichen und schriftlichen Kommunikation situationsgemäße Nähe- bzw. distanzsprachliche Ausdrucksformen zu verwenden.

Anmerkungen:

- 1) Ähnlich schon von Polenz 1999, 345 f.
- 2) Dies ist nicht der einzige derartige Fehler, der Sick unterläuft; auf weitere – bei seinem unwissenschaftlichen Ansatz systemimmanente – Unrichtigkeiten machen Maitz/Elspaß 2007, Topalović/Elspaß 2008 und Meinunger 2008 aufmerksam.
- 3) Das Konjunktivzeichen lautet also im Singular -iē-, im Plural aber -ī- (bzw. sekundär gekürzt -ī-). Dieser Ablautunterschied setzt exakt die Verhältnisse in der urindogermanischen Grundsprache fort, vgl. auch die den lateinischen Konjunktiven formal entsprechenden griechischen Optative, z. B. 2. Sg. ε-ῖη-ς bzw. 2. Pl. ε-ῖ-τε.
- 4) Abgesehen von der Tatsache, dass noch Cicero auch nach Langvokal und Diphthong ein Doppelschrieb (*divissio, caussa*), das erst später vereinfacht wurde; somit ist auch unsere angeblich „klassische“ Orthographie des Lateins eigentlich erst in nachklassischer Zeit entstanden.
- 5) Dies führte dazu, dass selbst der Klerus miserable Lateinkenntnisse hatte; berühmt geworden ist der arme Pfarrer aus der Gegend von Salzburg um 746, der Täuflinge mit der Formel taufte: *Baptizote in nomine patria et filia et spiritus sancti*. – Über die vergeblichen Bemühungen Karls des Großen, selbst noch schreiben zu lernen, erzählt Einhard in seiner Biographie Karls (Kap. 25 am Ende).
- 6) Der in Zürich domizilierte Weltverband des Fußballs, die FIFA, hat – vielleicht unter zusätzlicher Mitwirkung ihres Schweizer Präsidenten Sepp Blatter – verfügt, dass die von der FIFA organisierten Weltmeisterschaften in deutscher Sprache ausschließlich als „FIFA Fussballweltmeisterschaften“ bezeichnet werden dürfen. Dies hat bei der Weltmeisterschaft in Deutschland 2006 zu Irritationen bei Sponsoren geführt, vgl. die Erklärung der Firma Schenker in: <http://www.schenker.de/deutsch/referenzen/events/fussballGlobus.html> (6.9.2008).
- 7) Eine ausführliche Sammlung des nicht im gesamten deutschen Sprachraum gebräuchlichen Wortschatzes bieten Ammon et alii 2004.

- 8) Die Endung des Dativ Singular der 1. Deklination ist in der Stadt Rom immer -ai bzw. jünger -ae, in den Landstädten Latiums findet man auch -a.
- 9) Noch Cicero (*de orat.* 3, 42f.) macht auf Ausspracheunterschiede zwischen Stadtrömern und anderen Bewohnern Latiums aufmerksam, wobei die städtische Variante selbst im Munde von bildungsfernen Proletariern als „feiner“ galt – also mehr Prestige hatte – als die Aussprache sogar von gebildeten Landbewohnern wie dem berühmten Schriftsteller Valerius Soranus.
- 10) Gut bekannt sind Experimente aus der Psychologie, aus denen hervorgeht, dass erwachsene Versuchspersonen eher geneigt sind, Kinder zu unterbrechen, um sie zu anderen Arbeiten im Haushalt anzuhalten, wenn sie lesen als wenn sie spielen.
- 11) Nach den bevorzugten Wohngebieten der Oberschicht im 16. Arrondissement bzw. nach dem für die Oberschicht typischen Mädchenvornamen Marie-Chantal benannt.
- 12) Niceros hat die Geschichte offensichtlich schon oft erzählt; er hätte also nicht mehr auf die Strukturierung des Inhalts achten müssen und stattdessen seine Worte etwas differenzierter wählen können.
- 13) Weitere Rückschlüsse auf den niedrigen Bildungsgrad bieten außersprachliche Fakten wie der Rückgriff auf Verschwörungstheorien und Aberglauben (Kap. 42 *medici illum perdidierunt, immo magis malus fatus*) und allerlei Zaubergeschichten wie diejenige vom Werwolf (Kap. 61ff.), ein Stoff, der nach Plin. nat. 8, 80 gerade beim *vulgus* sehr verbreitet war.
- 14) In einer Diskussion im *Usenet* im Jahre 2007 kritisierte eine deutsche Studienrätin, dass man als Antwort auf das Bekenntnis „ich liebe dich“ nicht das elliptische „ich dich auch“ verwenden dürfe, sondern aus Gründen der Verständlichkeit einen vollständigen Satz in der Art von „ich erwidere deine Liebe“ gebrauchen müsse (wobei sie offensichtlich sogar auf *variatio* im Ausdruck Wert legte). Es ist einsichtig, dass ein solcher Satz – bei all seiner möglichen stilistischen Qualität – in intimer Zweisamkeit völlig unangebracht ist.
- 15) Die Weltwoche, 34, 2008 <http://www.weltwoche.ch/artikel/?AssetID=20744&CategoryID=95> (7.9.2008).
- 16) Bildungen, die aus unflektierten Verbalstämmen wie *freu* und Erweiterungen wie *megaknuddel* oder *verdutztguck* bestehen, sind von der Walt-Disney-Übersetzerin Erika Fuchs als Verbalisierung von wortlosen Handlungen und Geräuschen (z. B. *seufz*) erfunden worden und werden als „Inflektive“ bzw. scherzhaft „Erikative“ bezeichnet. Als scherzhafte Einsprengsel werden sie immer noch mit demselben Zweck in der Nähesprache des schriftlichen Mediums (vor allem in Mails, SMS und Chats) eingesetzt.
- 17) Was Emil Steinberger dem deutschen Publikum vorgesetzt hat, ist keineswegs Dialekt, d. h. Mundart, sondern eine parodistische Überzeichnung von dialektal geprägter Standardsprache, die in der Schweiz in distanzsprachlichen Situationen bei Sprechern durchaus aller Schichten zu hören ist und bezeichnenderweise als „Schriftdeutsch“ bezeichnet wird.
- 18) Für Details vgl. Koch 1995.
- 19) Dass der Unterschied zwischen *reperire* und *invenire* in der unterschiedlichen Bedeutung liege, ist eine unter klassischen Philologen unausrottbare Erklärung; ein Blick in den „*Thesaurus Linguae Latinae*“ zeigt indessen, dass der Unterschied bloß diaphasisch ist.
- 20) Deshalb dürfen auch laienhaft-normative Darstellungen der angeblichen deutschen Grammatik in der Art von Bastian Sicks Schriften im Sprachunterricht keinen Platz haben, vgl. Maitz/Elspaß 2007.
- 21) Für den Unterricht in der Muttersprache bieten *Neuland 2006* sowie *Der Deutschunterricht* 59, 3 (2007) eine Fülle von wertvollen Anregungen. Vielen Beiträgen gemeinsam ist das starke Gewicht, das auf die Diaphasie gelegt wird.
- 22) Schon Erich Kästner macht sich in seinem 1933 erschienen Roman „Das fliegende Klassenzimmer“ über das altertümlich-gestelzte Deutsch der klassischen Philologen lustig, wenn er einen Lateinprofessor „ergriffen“ zum kleinen Johnny sagen lässt: „Möge es dir zum Besten dienen, o Knabe!“ Nicht mehr zeitgemäßes Deutsch sind darin auch die Kollokation (jemandem) „zum Besten dienen“ (die natürlich einen lateinischen *dativus commodi* wiedergibt), die durch o eingeleitete Anrede sowie wahrscheinlich auch das Wort „Knabe“, das im Deutschen außerhalb der Schweiz heute nur noch administrativ bzw. altertümlich klingt.
- 23) Vgl. im Englischen die Bildungsweisen des Futurs bzw. die Kurzformen à la *I won't*, im Französischen wiederum das Futurum, die Setzung bzw. Weglassung von *ne* bzw. die verschiedenen Möglichkeiten, einen Fragesatz zu bilden.

Bibliographie:

- Ammon, U., *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*, Berlin / New York 1995.
- Ammon, U. et alii, *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*, Berlin / New York 2004.
- Koch, P., „Une langue comme toutes les autres : Latin vulgaire et traits universels de l'oral“ in: L. Callebat (Hrsg.), *Latin vulgaire – latin tardif IV*, Hildesheim / Zürich / New York 1995, 125-144.
- Maitz, P. / Elspaß, St., „Warum der ‚Zwiebelfisch‘ nicht in den Deutschunterricht gehört“, in: *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 34, 5, 2007, 515-526.
- Meinunger, A., *Sick of Sick? Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den „Zwiebelfisch“*, Berlin 2008.
- Neuland, E. (Hrsg.), *Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht*, Frankfurt a. M. 2006.

- von Polenz, P., *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III, 19. und 20. Jahrhundert*, Berlin / New York 1999.
- Seidl, Ch., „Latein + Griechisch + Gotisch = Galloitalisch. Zur Herausbildung der norditalienischen Dialekte im 6. Jh.“, in: M. H. Graf / Ch. Moser (Hrsg.), *Strenarum lanx. Beiträge zur Philologie und Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Festgabe für Peter Stotz zum 40-jährigen Jubiläum des Mittellateinischen Seminars der Universität Zürich*, Zug 2003, 9-38.
- Topalović, E. / Elspaß, St., „Die deutsche Sprache – ein Irrgarten? Ein linguistischer Wegweiser durch die ‚Zwiebelfisch‘-Kolumnen“, in: M. Denkler et alii (Hrsg.), *Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen*, Münster 2008, 37-57.
- Wirth, Th. / Seidl, Ch. / Utzinger, Ch., *Sprache und Allgemeinbildung. Neue und alte Wege für den alt- und modernsprachlichen Unterricht am Gymnasium*, Zürich 2006.
- CHRISTIAN SEIDL und THEO WIRTH, Zürich

Die Geschichtsphilosophie im platonischen „Politikos“ und wir

Ende Oktober 2008 erschien von THOMAS ZWENGER das Buch: „Geschichtsphilosophie – eine kritische Grundlegung“. Eine eindeutige Begründung dafür, warum antike Geschichtsschreibung, aber nicht antike Geschichtsphilosophie vor AUGUSTINUS darin behandelt wird, ist dem Buch nicht zu entnehmen. Wir kommen darauf noch zurück. Schon 1946 hat WILHELM NESTLE unter dem Titel „Griechische Weltanschauung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart“ ein Buch vorgelegt, das sich auch mit der griechischen Geschichtsphilosophie befasst. Ein weiteres Beispiel stellen die folgenden Zeilen vor. Wir können dies angesichts der Textfülle hier jedoch nur in Kurzfassung tun.

Kurzfassung des Mythos

Vorbemerkung: Die Geschichtsphilosophie im platonischen *Politikos* liegt in der Denkform des Mythos vor. Es handelt sich nicht um einen Mythos schlechthin, sondern um einen platonischen Mythos, der zunächst aus sich selbst heraus zu interpretieren ist. Lässt sich in der Textinterpretation die Stimmigkeit der Elemente des

Mythos ohne irgendeinen schneidenden Widerspruch zu Platons Lehren nachweisen, kann über die Ernsthaftigkeit des Mythos entschieden und über seinen Grund nachgedacht werden.

Wir wählen aus dem Text den Entwurf eines Geschichtsverlaufs, der unsere Welt betrifft und aus den Prämissen der Gegenwart in die Zukunft hinein entwickelt wird (273a4-e5). Wesentliche Elemente dieses Geschichtsverlaufs sind die Weltseele und der Weltkörper (das $\sigma\omega\mu\alpha\tau\omicron\epsilon\iota\delta\acute{\epsilon}\varsigma$).

Der Schöpfer nahm Baustoff für die Bildung des Weltkörpers, um aus ihm und der Weltseele den Kosmos zu gestalten.¹ Dieser Baustoff und damit der ganze Weltkörper befindet sich aus eigener Kraft² in ständiger, aber unregelmäßiger Bewegung. Eine Änderung seines Verhaltens ist dadurch jederzeit möglich. Anschaulich sagt der Mythos: Nach einer gewissen Zeit werde die Wirkung des Weltkörpers größer, in der Weltseele mache sich Vergesslichkeit (gegenüber „der Lehre ihres Schöpfers und Vaters“ = der Ideenwelt)³ bemerkbar, und der Zustand des früheren praekosmischen Chaos gewinne die Oberhand. Das bedeutet, dass die vom Weltkörper ausgehende

Wirkung derart dominiert, dass die jetzige Phase des Kosmos dem praekosmischen Chaos fast gleich ist. Dieser jetzige Zustand im Kosmos steigere sich schließlich noch, so dass nur noch wenig Gutes, dagegen viel Schlechtes geschehe und der Kosmos in die Gefahr des Unterganges gerate. Aber einen endgültigen Untergang des Kosmos gebe es nicht. Gott, der den Kosmos geschaffen und die Weltseele mit seiner Leitung beauftragt habe, habe ihn keineswegs völlig verlassen, sondern beobachtet. Gott sieht die Ausweglosigkeit des Kosmos, in der er sich jetzt befindet. Er greift ein und wendet wieder alles zum Guten.

Entfaltung der Kraft des Weltkörpers in zeitlichen Phasen

Die Existenz des Bösen wird hier nicht nur beschrieben wie in anderen Dialogen Platons, sondern das ist das Neue des Politikos-Mythos, dass mit der Entwicklung unserer Weltperiode die zeitlichen Phasen der Kraftentfaltung des Weltkörpers entworfen werden. Es werden drei Phasen dieser Entfaltung im Text unterschieden:

- 1) Die anfängliche Zeit (τὸν ἐγγύτατα χρόνον): Alles wird in normaler Weise durchgeführt.
- 2) Die vorrückende Zeit (προιόντος δὲ τοῦ χρόνου): Sie gleicht dem praekosmischen Chaos.
- 3) Das Ende der Zeit (τελευτῶντος δὲ τοῦ χρόνου): Das kosmische Chaos beschwört das Weltende herauf.

Die durch die Weltseele erreichte Wiedererinnerung an die Ideenwelt schränkt in der ersten Phase die Entfaltung der Kraft des Weltkörpers auf ein Minimum ein. Denn in dieser Wiedererinnerung allein liegt das Potential zur Dominanz der Weltseele gegenüber dem Weltkörper.

Aber wie im Mikrokosmos die Menschenseele ihre Schwäche besitzt, wenn es um die Wiedererinnerung geht, so auch im Makrokosmos die Weltseele. Denn als nun in der zweiten Phase die Wiedererinnerung der Weltseele an die Ideenwelt nachlässt und sich sogar ein Vergessen ihr gegenüber einschleicht, da wird durch die ausbleibende Wirkung der Ideenwelt auf die Weltseele die Entfaltung der Kraft des Weltkörpers größer. In der dritten Phase geht die Wiedererinnerung auf ein Minimum zurück – es gibt dort nur noch wenig

Gutes, aber viel mehr Böses – und entsprechend ist die Entfaltung der Kraft des Weltkörpers fast uneingeschränkt. Diese drei Phasen der sich steigenden Kraft des Weltkörpers im Kosmos sind also das Ergebnis der im gleichen Phasenablauf sich ständig vermindernenden Wiedererinnerung der Weltseele an die Ideenwelt.

Die Bedeutung der „Veränderung“ in unserer Welt

Auf welche Weise nun die sich entfaltende Kraft des Weltkörpers nicht etwa in einer Koexistenz neben dem Guten, sondern in einem ständigen Antagonismus gegen das Gute wirksam wird, das sagt uns der Mythos ebenfalls: Sich immer in derselben Weise zu verhalten und dasselbe zu sein, sich also niemals zu verändern, das komme allein von allen dem göttlichen Wesen zu, die Natur des Weltkörpers habe diese Ordnung nicht, sie existiere in stetiger Veränderung. Der Kosmos habe viel Herrliches von seinem Schöpfer empfangen, aber er sei auch die Gemeinschaft mit dem Weltkörper eingegangen. Daher sei es ihm ganz und gar unmöglich, die vollkommene Ordnung des Seins beizubehalten und ohne jegliche Veränderung auszukommen.

Veränderung ist also ein Nichtteilhaben an der immer gleichen Verhaltensweise der allein von Gott gelenkten Bewegung. Die Möglichkeit unserer Welt zur Veränderung ist folglich gegenüber einer von Gott allein gelenkten Weltperiode ein Defizit, hervorgerufen durch die Schwächen der Weltseele in der Wiedererinnerung. Ohne dieses Defizit wäre andererseits aber in unserer Welt Entwicklung prinzipiell nicht möglich. Es gäbe kein Werden und Vergehen. Das Defizit bleibt ein unabänderliches Los unserer Welt.

Die Arten der Bewegung (269d5-270a8)

Regelmäßigkeit der Bewegung ist im Denken Platons das Elementare alles statischen Seins, Unregelmäßigkeit der Bewegung das Elementare aller stetigen Veränderung.

Eine von Gott allein gelenkte Weltperiode stellt sich ununterbrochen in der vollkommensten Form des Seins und damit in der vollkommensten Form der Bewegung dar, der Kreisbewegung. Unsere von der Weltseele gelenkte Weltperiode stellt sich auch

in der Kreisbewegung dar, aber nur anfänglich, in ihrer ersten Phase. Die erste Phase unserer Weltperiode kann man deshalb als den Normalzustand unserer Welt ansehen, da dieses Zusammentreffen nicht mehr als das Phänomen der Veränderung in unserer Welt noch ohne jede Depravation bewirkt.

Die durch die Weltseele gelenkte Kreisbewegung der Welt verliert durch das Zusammentreffen mit der unregelmäßigen Bewegung des Weltkörpers von ihrer Regelmäßigkeit. Von der zweiten Phase ab wird dieses Verhältnis von Kreisbewegung und unregelmäßiger Bewegung zugunsten des Weltkörpers verschoben: Die Kreisbewegung verliert jetzt mehr von ihrer Regelmäßigkeit als vorher. Was vorher der Welt diente, droht jetzt zu ihrem Unheil zu werden. Aus der anfänglich normalen Veränderung verläuft jetzt die Entwicklung allmählich hin zur totalen Veränderung.

Wenn man das Problem der Veränderung konsequent zu Ende denkt, bedeutet Veränderung letztlich den Untergang. Denn wo fortlaufend alles in ständiger Veränderung begriffen ist, sind wir ja zur Wahrnehmung der Veränderung permanent auf den Vergleich mit Konstanten angewiesen. Wo aber allmählich alle Konstanten jeglicher Art aufgehoben werden, fehlt die Grundvoraussetzung menschlicher Erkenntnismöglichkeit überhaupt. So gibt es u.a. die Grundkonstanten Gleichheit und Ähnlichkeit nicht mehr. Der Mensch erkennt folglich nichts mehr, er verliert jegliche Orientierung, seine Existenz wird unmöglich. Untergang durch grenzenlose Veränderung! Und treffend sagt der Mythos, dass Gott sich darum Sorge, dass die Welt ins „*unendliche Meer der (totalen) Unähnlichkeit*“ versinke (εἰς τὸν τῆς ἀνομοιότητος ἄπειρον ὄντα πόντον δύη, 273d6-e1)

Das Gute ist die kosmische Ordnung, das Böse ist die durch unaufhaltsame Veränderung allmähliche Auflösung aller Ordnung und aller Konstanz und damit der beginnende Zerfall.

Während alle regelmäßige Bewegung göttliche bzw. seelische Verursachung hat, macht das Endergebnis der vom Weltkörper ausgehenden unregelmäßigen Bewegung spätestens jetzt nicht nur schlüssig, sondern auch anschaulich, dass für sie eine göttliche bzw. seelische Ursache gänzlich ausgeschlossen ist, die Unregelmäßigkeit also

einer eigenen Bewegungskraft des Weltkörpers zuzuschreiben ist.

Was bedeutet das nun?

Der Mythos der im Auftrage Gottes von der Weltseele gelenkten Weltperiode hat den Sinn, eine Welt der Entwicklung, damit aber denotwendig auch der unregelmäßigen Veränderung und ihrer Folgen darzustellen. Als der Schöpfer den Baustoff nahm, um den Weltkörper und dann zusammen mit ihm und der Weltseele den Kosmos zu bilden, da übernahm er eben kein statisches, sondern ein in permanenter unregelmäßiger Bewegung, d. h. in ständiger Veränderung des Werdens und des Vergehens befindliches Baumaterial. Unter dieser Vorgabe steht der Kosmos fortan. Dieses Werden und Vergehen stellt sich Platon dar als eine Veränderung aus eigener Kraft, die wegen ihrer permanenten Unregelmäßigkeit nicht von Gott und nicht von der Weltseele kommen kann und trotzdem einen fortdauernden Prozess steuert. Die Fortdauer dieses Prozesses des Werdens und Vergehens ist ein Los, das allen Dingen dieser Welt beschieden ist. Das Maß dieser Veränderung wird von der Weltseele bestimmt. Mit dem Verlassen des (in der ersten Phase durch die Weltseele gegebenen) Maßes beginnt das Unheil.

Der Weltkörper ist damit nicht nur der Störfaktor der Weltseele, sondern darüber hinaus auch letztlich eindeutig der Gegenspieler Gottes. Denn Gott, der die Lenkung der Welt ihrer Weltseele übertragen hat (ohne die Beobachtung dieser Welt aufzugeben), muss wegen der Schwäche der Weltseele in der Wiedererinnerung an die Ideenwelt schließlich eingreifen, um den Wirkungen dieses Störfaktors ein Ende zu setzen, wenn die Welt unmittelbar vor den Abgrund gerät.

Kurz zusammengefasst: Unsere Weltperiode der Veränderung hat zwar mit der Weltseele die Wiedererinnerungsfähigkeit an die Ideenwelt, also die Lehre Gottes, zur Gewinnung ihrer Maßstäbe in Denken und Handeln von ihrem Schöpfer als eine Kraft erhalten, wird jedoch von der Kraft ihres Weltkörpers in der Erkenntnis dieser Maßstäbe in zunehmendem Maße behindert. Mit der Abwehr dieser Behinderung steht und fällt der Mensch.

Es geht in diesem Dialog um die Wirksamkeit des Staatsmannes. Nun denkt der Mythos als Ent-

wurf auf die Zukunft hin natürlich in räumlich globalen und zeitlich großen Dimensionen. Es ist daher Aufgabe der Deutung, aus der Totalität des Entwurfes analoge räumliche und zeitliche Dimensionen für die Gegenwart des in unserer Welt tätigen Staatslenkers herauszuarbeiten. Es ist ferner Aufgabe der Deutung, aus der Totalität der in den Entwurf einbezogenen Lebensbereiche diejenigen herauszuarbeiten, die von existentieller Notwendigkeit sind.

Aus der räumlich globalen Dimension heraus gilt dieser Entwurf natürlich primär für Athens Regenten, aber darüber hinaus nach Platons Diktum über die Philosophenkönige noch für weitere Staatsmänner. Es lässt sich begründen, in welcher der drei zeitlichen Phasen sich die Gegenwart des Staatsmannes befindet. Denn sein Erfolg hängt davon ab, dass er durch intensive Wiedererinnerung an die Ideenwelt die Kraft für die Abwehr des Bösen gewinnt. Aussicht auf einen solchen Erfolg kann aber nur die erste Phase gewähren. Für ihre Dauer und das Eintreten der zweiten und dritten Phase kennen wir die analogen substantiellen Bedingungen. Mit der zweiten Phase stellt der Mythos dem Staatsmann das Warnsignal des Unterganges vor Augen, der in der dritten Phase die chaotische Auflösung aller politischen Ordnung bedeutet.

Aus der Gesamtheit der in den Entwurf einbezogenen Lebensbereiche dürfte für Platon an erster Stelle die Moral des Staatslebens stehen. Was es bedeutet, ethische Normen ständig der relativistischen Veränderung und Konstanten allmählich dem subjektivistischen Belieben anheimfallen zu lassen, das ist zentrales Thema der gesamten platonischen Philosophie und bedarf hier keiner weiteren Ausführungen.

Mit dem Schöpfungsakt ist dem Menschen die Fähigkeit der Entwicklung gegeben worden, aber sie beinhaltet auch das Risiko des beginnenden Zerfalls dieser Welt. Alles hängt davon ab, wie der Mensch mit dieser Gabe umgeht. Daher ist die Abwehr des Bösen wie bei der makrokosmischen Weltseele auch bei der mikrokosmischen Menschenseele entscheidender Faktor der Lebensgestaltung.

Wir denken heute zwar nicht mehr in der antiken Mikrokosmos-Makrokosmos-Analogie.

Hat aber dieser geschichtsphilosophische Entwurf *mutatis mutandis* heute – etwa in der Moral der Lebensgestaltung – seine Bedeutung gänzlich verloren? In dem eingangs schon genannten Buch „Geschichtsphilosophie“ plädiert der Autor gegen eine solche materiale Geschichtsphilosophie (bes. S. 100-103). Nach seiner Ansicht unterwerfen wir uns in ihr einer „Wertrichtung“ und verzichten auf das Urteil unserer aufgeklärten Vernunft. Eine Verallgemeinerung dieses Plädoyers wird jedoch von seiner Begründung nicht getragen. Denn erstens ist der Wertbereich im Menschen ein eigener Bereich, der nicht der Vernunft untersteht und schon gar nicht durch sie ersetzt werden kann, sondern autonom ist. (MAX SCHELER ist in dieser Auffassung nie widerlegt worden.) Der Mensch bedarf der Werte und Wertungen zu seiner Existenz und seiner Lebensgestaltung. Zweitens ist die Letztbegründung der Moral durch die Vernunft in der Geschichte bisher ein wenig aussichtsreiches Unterfangen. Drittens muss sich der Autor den Einwand gefallen lassen, dass er im Punkte „Wertrichtung“ den Teufel mit Beelzebub auszutreiben versucht, indem er selbst seine Spielart des Rationalismus zu einer „Wertrichtung“ macht mit der Setzung der Vernunft als höchsten Wert. Diese Vernunft ist zwar emanzipiert, aber ihr wird alles, auch jede andere Wertrichtung, unterworfen, obwohl sie nicht über alles zu urteilen imstande ist und niemals allein zur Lebensgestaltung beitragen kann. Was hat sie bis heute z. B. an der Moral der Lebensgestaltung verbessert? Echte Werte, besonders solche aus religiösen Richtungen, waren da in der Geschichte weitaus erfolgreicher. Dass der Vernunft dennoch in allen Fällen die Spitzenposition des (lediglich deklarierten) höchsten Wertes gehöre, ist nicht beweisbar. Es liegt hier nichts anderes vor als ein persönlicher Glaubenssatz des Autors auf Grund eines Werturteils.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Tim. 30 a2-b6.
- 2) So schon 1957 H. Herter, Bewegung der Materie bei Platon, Rhein. Mus., Bd.100/1957, S.327-347.
- 3) Τὴν τοῦ δημιουργοῦ καὶ πατρὸς ἀπομνημονεύων διδασχὴν εἰς δύναμιν, 273b1-2.

HERBERT ZIMMERMANN, Jülich

Plinius d. J. als pädagogischer Berater

Beratung ist ein alltäglicher Bestandteil unserer zwischenmenschlichen Beziehungen. Wir besprechen anstehende Entscheidungen im Familienkreis, mit Freunden und Bekannten, wobei die Unterstützung durch diese Privatpersonen mehr oder weniger hilfreich ist. Die komplexen Lebensbedingungen der modernen Welt erfordern jedoch zunehmend professionelle Beratung durch Experten, auf deren Kompetenz man sich einlassen kann.

Fachkundige Beratung ist auch ein wesentlicher Aspekt der pädagogischen Arbeit. Beratungsbedarf entsteht hier gleichermaßen durch den raschen Wandel der Wertvorstellungen und die veränderte Auffassung von Familie wie durch die Vielfalt der schulischen Angebote, Wahlmöglichkeiten und strukturellen Veränderungen. Von diesen Umbrüchen ist das gesamte Schulwesen, speziell auch der gymnasiale Bildungsweg (G-8; neues Oberstufensystem) betroffen. Hinzu kommt, dass erzieherische Institutionen wie Elternhaus und Schule zunehmend durch Einflüsse von außen, vor allem durch Massenmedien und elektronische Kommunikation in ihrer prägenden Wirkung ergänzt oder sogar ersetzt werden. Dies erfordert qualifizierte Beratung auf der Basis differenzierter Kenntnisse und führt sogar zu der Forderung, dass die Vermittlung von Beratungsmethoden und Beratungstechniken in der Pädagogikausbildung so unfraglich sein sollte, „wie es einmal das Erlernen von Lesen, Schreiben und Rechnen war.“¹ Die Bildungspolitik antwortete auf diese Entwicklung durch Gesetze und Richtlinien, mit denen Schulberatung im Unterrichtswesen verankert wurde und den Schulen Lehrkräfte mit der hierfür erforderliche Zusatzqualifikation zugewiesen werden.²

Ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Beratung hatten auch die Römer. „Das ganze private und öffentliche Leben des Römers ist von dem Grundsatz beherrscht, dass er keine wichtigen Entscheidungen trifft, ohne vorher den Rat derer eingeholt zu haben, die ihm dazu berufen scheinen.“³ Ein konkretes Beispiel für gezielte Beratung im schulischen Bereich bietet PLINIUS in Epistel 3,3. Die Lektüre dieses Briefes im Lateinunterricht⁴ vermittelt einen unmittelbaren Einblick in Bera-

tungspraxis und Bildungsziele der Römer.

Bei der inhaltlichen Erschließung des Textes können sich die Schüler zur Notwendigkeit und Effizienz schulischer Beratung äußern, insbesondere aufgrund ihrer Erfahrung, dass die gegenwärtige Situation im Bildungsbereich „durch eine nicht mehr überschaubare Fülle von Veränderungen“⁵ gekennzeichnet ist. Die Schüler sollen ferner zu den Vorzügen und Nachteilen des antiken und modernen Bildungsprozesses Stellung nehmen. Außerdem lässt die stilistische Analyse des Briefes die Jugendlichen erfahren, dass Briefschreiben nicht nur der Übermittlung einer alltäglichen Nachricht dient, sondern eine Kunst sein kann.

Im Zeitalter schneller E-Mail- und SMS-Mitteilungen scheint das sorgfältige Formulieren eines Briefes immer mehr zur bedrohten Fertigkeit zu verkümmern, erst recht angesichts einer von Rechtschreibfehlern überhäuftten elektronischen Post. Um so reizvoller ist es, die Schüler daran zu erinnern, dass Geschwindigkeit nicht alles ist und eine knappe elektronische Nachricht oder auch ein noch so wortreiches Telefonat selten bleibende Spuren hinterlässt, ein ausgefeilter antiker Kunstbrief hingegen noch nach Jahrhunderten zu uns spricht und als besondere Form der Kulturtechnik beeindruckt.

Die Ausgangssituation

Es handelt sich um einen Empfehlungsbrief, in dem es um die Wahl des richtigen Lehrers für einen jungen Römer aus vornehmer Familie geht. Bislang unter der Aufsicht seiner Mutter CORELLIA, der Adressatin des Briefes, erzogen und unterrichtet, soll der junge Mann nun außer Haus eine weiterführende Ausbildung erhalten. Plinius steht der Mutter des Jugendlichen sehr nahe (*te ... unice diligam*), da er zu ihrem Vater CORELIUS RUFUS⁶ eine besonders enge Beziehung hatte; denn dieser war ihm „Augenzeuge, Lenker und Lehrer“ (*testem, rectorem, magistrum*, epist. 1,12,12) seines Lebens und zudem ein maßgeblicher Förderer (*suffragator*), Begleiter (*comes*) und Berater (*consiliator*) bei seinem beruflichen Werdegang (epist. 4,17,6). Die Verwendung der 1. Person Sg. bei den Verben der Wertschätzung

(*suspexerim, amaverim, diligam*), des Wunsches und Wollens (*cupiam, enitar, malo*) im Einleitungssatz unterstreicht die persönliche Verbundenheit des Autors mit der Familie der Adressatin. Er fühlt sich daher verpflichtet, Corellia bei der Entscheidung über den künftigen Bildungsweg ihres Sohnes zu unterstützen, anscheinend unaufgefordert, denn der Brief enthält keinen Hinweis auf eine entsprechende Anfrage oder Bitte.

Das Erziehungsideal

Von den staatlichen Anfängen bis in die Kaiserzeit hinein bildet für die Römer die Familie den natürlichen Rahmen der Erziehung. Das wichtigste Erziehungsmittel ist das Vorbild der Eltern und das beispielhafte Verhalten der Vorfahren. Diese pädagogische Voraussetzung ist in Corellias Familie bestens erfüllt, wie Plinius gleich zu Beginn des Briefes aufscheinen lässt, indem er darlegt, dass diese Familie berühmte und bewährte Männer vorweisen kann. Daher ist es ihm auch ein echtes Bedürfnis sich dafür einzusetzen, dass Corellias Sohn eine gute Ausbildung erhält, um später die ruhmreiche Familientradition weiterführen zu können. Besonders hebt Plinius die Wertschätzung hervor, die Corellias Vater, „ein überaus charakterfester und ehrwürdiger Mann“, bei ihm genießt. Deshalb ist er auch überzeugt, dass der Großvater mütterlicherseits in erster Linie die zur Bewunderung und Nachahmung herausfordernde Idealgestalt ist: *necesse est ... enitar, ut filius tuus avo similis existat, equidem malo materno*. „Ich muss mich darum bemühen, dass dein Sohn dem Großvater ähnlich wird, aus meiner Sicht: besonders dem mütterlichen.“ Freilich darf der Autor dabei nicht unerwähnt lassen, dass auch die väterliche Seite mit Großvater, Vater und Onkel angesehene Männer aufzeigen kann: *quamquam illi paternus etiam clarus spectatusque contigerit, pater quoque et patruus inlustri laude conspicui*.

Hohes Lob für Freunde ist zwar bei Plinius zu einer Art Topos geworden, doch die Häufung rühmender Attribute (*gravissimum et sanctissimum – clarus spectatusque – inlustri laude conspicui*), mit denen er im Einleitungssatz die Vorzüge der männlichen Verwandten des Jungen herausstreicht, hat eindeutig den Zweck, das

Handeln und Denken dieser Persönlichkeiten als leuchtendes Leitbild sichtbar zu machen. Das altrömische Erziehungskonzept des Nacheifers und Nachlebens der Leistungen der Vorfäter wird hier mit der Erwähnung von *avus maternus*, (*avus*) *paternus*, *pater* und *patruus* in vierfacher Wurzel begründet und anschließend mit *quibus omnibus ... similis adolescet* („... ihnen allen ... ähnelnd wird er heranwachsen“) zugleich als erwünschte Zukunftsperspektive für den jungen Mann dargestellt. Das Erreichen dieses Zieles ist allerdings wesentlich davon abhängig, dass „er mit ehrenhaften Tätigkeiten vertraut gemacht wird“ (*si imbutus honestis artibus fuerit*). Betätigungen, die Ehre einbringen, waren für einen vornehmen Römer die Verwaltung von Landgütern, die Übernahme militärischer Kommandos und die Bekleidung politischer Ämter. Dabei war vor allem für künftige Heerführer, Juristen und Politiker eine gründliche Ausbildung in der *ars dicendi* erforderlich. Daher galt es, gerade auf diesem Wissensgebiet von einem tüchtigen Lehrer herangebildet zu werden.

Die Wahl der richtigen Schule

Mit § 3 beginnt die Erörterung des konkreten Sachverhalts: Die bisherige schulische Erziehung des Knaben fand mit Rücksicht auf sein Knabenalter (*pueritiae ratio*) in der Hausgemeinschaft (*contubernium*) der Mutter statt, die als Angehörige einer wohlhabenden Familie bei ihrem Sohn für den Elementarunterricht (Lesen, Schreiben, Rechnen) und die darauf folgende sprachlich-literarische Unterweisung beim *grammaticus* (korrekter Sprachgebrauch, Dichterlektüre) nicht auf öffentliche Schulen angewiesen war, sondern sich Privatlehrer leisten konnte – eine Lösung, bei der, wie Plinius meint, „Missgriffe selten oder gar nicht vorkommen.“ Diese Feststellung überrascht, da in Rom den Schulmeistern und Grammatikern kein guter Ruf vorausging. In dieser Berufsgruppe trifft man auf ehemalige Sklaven und Leute, „die häufig vom moralischen Gesichtspunkt aus sehr wenig Garantie bieten (...); und außerdem ist es ein Gewerbe, wo sich der gesellschaftliche Bodensatz sammelt: Findelkinder, ruinierte oder fehlgegangene Existenzen.“⁷ Mit der auffälligen, der damaligen Situation widersprechenden Beto-

nung des geringen Risikos bei der Anstellung von Hauslehrern will Plinius vielleicht entschuldigen, dass er nicht schon früher bei schulischen Fragen gemäß seiner Freundespflicht Corellia zur Seite stand. Denkbar ist auch, dass Corellia auf eigene Sklaven oder Freigelassene, die sich innerhalb der Familie als tüchtige Fachkräfte bewährt hatten, als Lehrer zurückgreifen und so den Unsicherheitsfaktor gering halten konnte.

Der Haussohn hat nun (mit etwa 16 Jahren) ein Alter erreicht, wo er *extra limen*, d. h. außerhalb der elterlichen Wohnung unterrichtet werden muss. Den Eintritt in die neue Lebens- und Ausbildungsphase beleuchtet Plinius durch Anapher von *iam* und die chiasmatische Stellung der Gerundiva: *iam studia eius extra limen proferenda, iam circumspiciendus rhetor Latinus*. Der junge Vornehme soll nun in den Genuss einer höheren Bildung kommen, die zu den Vorrechten der gehobenen Schicht gehört. Die zentrale Disziplin dieser *studia* ist der Unterricht in der Redekunst, der von einem dazu besonders befähigten Lehrer, dem *rhetor*, erteilt wird.

Hinsichtlich der Schule möchte Plinius drei Qualitätsmerkmale beachtet wissen: *severitas, pudor, in primis castitas*. Bemerkenswert ist die Personifizierung der Schule; denn die genannten Eigenschaften treffen genau genommen nur auf Menschen zu. Der Charakter einer Schule ist also identisch mit dem der Lehrer. (Typisch römische *virtutes* wie *auctoritas* und *constantia*, die man bei Lehrern ebenfalls voraussetzen pflegt, werden hier nicht erwähnt.) Mit den Kriterien „Strenge, Ehrbarkeit und vor allem Sittenreinheit“ deutet Plinius bereits hier an, dass in der Erziehungs- und Bildungsarbeit für ihn sittliche Werte Vorrang haben vor Fachkompetenz. Damit man einer Schule hohes Niveau und guten Ruf bescheinigen kann, muss ihr sittliches Profil stimmen, d. h., zur Fähigkeit, eine solide Ausbildung zu gewährleisten, muss unverzichtbar die rechte Gesinnung und charakterliche Zuverlässigkeit der Lehrer hinzukommen. Mit Blick auf Corellias Sohn erscheint diese Forderung besonders angebracht, da der Schüler ein sehr attraktiver (*eximia corporis pulchritudo*) und dadurch auch gefährdeter Bursche ist, zumal in dieser schwierigen Entwicklungsphase (*in hoc lubrico aetatis*),

sodass er die lenkende Hand eines untadeligen, vertrauenswürdigen Lehrers benötigt, der ihn als *custos* und *rector* vor schädlichen Einflüssen schützt. Plinius denkt hier sicherlich auch an die Gefahren der Knabenliebe, die in Rom (im Gegensatz zu Griechenland) etwas Anstößiges war. Deshalb steht für ihn von vornherein fest, dass nur ein römischer Rhetor in Frage kommt, der vermutlich weniger zur Päderastie neigt als ein Grieche. Doch auch bei lateinischen Rhetoren ist Vorsicht geboten. Sie standen zwar nach Rang und Ansehen erheblich über den Berufskollegen in den Elementar- und Grammatikschulen, doch gab es auch in dieser höheren Laufbahn ‚schwarze Schafe‘, von denen eine sittliche Gefährdung der ihnen anvertrauten Jugendlichen ausgehen konnte. Plinius erinnert sich hier vielleicht an den Fall des ehemaligen Prätors VALERIUS LICINIANUS, „der so tief gesunken ist, dass er ... vom Redner zum Rhetoriklehrer geworden ist“, nachdem er zuvor den Senatorenstand angeblich „durch das Verbrechen des Inzests entehrt hat“ (epist. 4,11,1-4).

Die Charakteristik des Schülers

Bei der Beschreibung des Sohnes fällt auf, dass sie wenig informativ ist. Name und Alter werden nicht genannt.⁸ Wenn von ihm die Rede ist, verwendet Plinius das sachlich-neutrale *filius tuus* (§§ 1 + 6) oder die Pronomina *illi* (§ 1)/*illum* (§ 3), *eum* (§ 7). Nur an einer Stelle, bei *adulescenti nostro* (§ 4), deutet er durch Hinzufügen des Possessivpronomens seine persönliche Beteiligung an. Über Wesen und Begabung des Jugendlichen wird nichts ausgesagt. Man erfährt nur allgemein, dass er mit Glücksgütern gesegnet und von außergewöhnlicher Schönheit ist. Liegt der Grund für diese knappe Darstellung in einer bewussten Zurückhaltung des Autors, in einer Art „Datenschutz“ im Hinblick auf die geplante Veröffentlichung des Briefes? Die Publikation stilisierter Briefe privaten Inhalts war damals in Rom üblich, eine Trennung von privatem und öffentlichem Leben für die Oberschicht kaum möglich. Doch ist denkbar, dass Kindern und Jugendlichen weitgehend eine ungestörte Privatsphäre zugestanden wurde.⁹ Die knappe Beschreibung des Schülers mag auch damit

zusammenhängen, dass die römische Erziehung, insbesondere in konservativen Familien, nicht der Ausformung individueller Eigenschaften, sondern vor allem der Eingliederung des Einzelnen in die Gesellschaft diene.

Die Qualifikation des Lehrers

Auf die Charakterskizze des Schülers folgt das Porträt des Lehrers. Kurz und bündig wird der Mann vorgestellt, für den Plinius sich bei Corellia einsetzt: „Ich glaube also, dir Julius Genitor nennen zu können.“ *Videor ergo demonstrare tibi posse Iulium Genitorem*. Im sprachlichen Aufbau wird eine Dreiergruppe arrangiert: Plinius (*videor*) - Corellia (*tibi*) - Genitor (*Iulium Genitorem*). Vor dem geistigen Auge des Lesers entsteht so die Konstellation eines Vorstellungsgesprächs, bei dem Corellia in der Mitte steht, flankiert von Plinius und dem empfohlenen Rhetor.

Plinius' Einsatz für den Lehrer klingt anfangs sehr verhalten. Der Autor äußert lediglich die Vermutung, der Genannte könnte der richtige Erzieher sein. Das Verb *demonstrare*, mit dem Genitor eingeführt wird, bezeichnet nicht eigentlich ein Empfehlen, eher einen nachdrücklichen Hinweis, einen guten Tipp unter Freunden. Die anschließende Laudatio fällt auch nicht gerade überschwänglich aus. Plinius genügen drei Worte, um sein Verhältnis zu Julius Genitor zu beschreiben: *amatur a me*. Die Hochschätzung ist nicht emotionaler Art, sie entspringt rationaler Überlegung: „Die Wertschätzung dieses Mannes ... ist aus meinem Urteil über ihn entstanden.“ Der Grund für diese wenig affektive, nüchterne Beziehung liegt wohl in der ziemlich schroffen und strengen Art (*horridior et durior*) des Rhetors, der nicht mit dem damaligen pädagogischen Trend konform ging, unter dessen Einfluss man den jungen Leuten mehr Freiheit zugestand (*in hac licentia temporum*¹⁰). Andererseits erfüllt Julius Genitor gerade durch seine Härte die von Plinius gestellte Bedingung der *severitas* und entspricht auch als „untadeliger, sittlich gefestigter Mann“ (*vir emendatus et gravis*) der in § 3 geforderten hohen Moralität.¹¹

Wie steht es mit der fachlichen Qualifikation des Rhetors? Auch hier verzichtet Plinius auf eine detaillierte Würdigung, die den Lehrer in

der Fülle seiner Fähigkeiten erfasst. Wir erfahren nichts über seine Lehrmethode, seine Stilrichtung, nichts darüber, welches *genus dicendi* er besonders pflegt, ob er lange oder kurze Reden bevorzugt, ob aus seiner Schule berühmte Männer hervorgegangen sind. Vielmehr beschränkt sich Plinius auf die Feststellung, dass das rednerische Können Genitors stadtbekannt ist und allgemein Beachtung findet: *dicendi facultas ... aperta et exposita ... cernitur*. Aufgrund dieses hohen Bekanntheitsgrades braucht sich Corellia nicht allein auf Plinius' Urteil zu verlassen, sie kann sich auch bei anderen Leuten über Genitors rhetorische Befähigung erkundigen (*pluribus credere potes*).

Das bisher etwas spärliche Lob für Genitor ist nicht in einem halbherzigen Engagement des Fürsprechers begründet. Ein hohes Loblied anzustimmen, erübrigt sich, denn Plinius vermittelt den Eindruck: Die Tatsache, dass er sich für Genitor einsetzt, sagt genug Positives über ihn aus und garantiert den Bildungserfolg. Die Neigung des Autors zur Selbstdarstellung ist hier nicht zu übersehen. Die komprimierte Beschreibung Genitors beruht auch darauf, dass es sich bei den Plinius-Briefen um „bewußt gestaltete, fein ausgeführte Kunstprodukte“ handelt, denen „alles fehlt, was für einen spontan aus der Feder geflossenen Brief charakteristisch ist.“¹²

Wichtiger noch als die fachliche Kompetenz ist für Plinius die moralische Eignung des Lehrers. Darüber etwas zu erfahren, erscheint schwierig, denn „das Privatleben der Menschen hat tiefe Abgründe und große Schlupfwinkel“ (§ 6). Mit dieser sentenzhaften Bemerkung bringt sich Plinius als Kenner der menschlichen Psyche ins Spiel. Er ist sich sicher, über Genitors Charakter Bescheid zu wissen, sodass sich Corellia bei ihm über die moralische Integrität des Rhetors Gewissheit verschaffen kann. Plinius glaubt nun, die bisherige Zurückhaltung in der Tonlage abzustreifen zu dürfen und seinen Rat eindringlich im Imperativ formulieren zu müssen: „Nimm mich in diesem Punkt als Bürgen für Genitor!“ (*cuius pro Genitore me sponsorem accipe!*). Anapher von *nihil* (jeweils betont an den Satzanfang gestellt) signalisiert, dass der Sohn von diesem Lehrer mit Sicherheit nichts Nachteiliges, sondern aus-

schließlich Nützlichem hören und lernen wird. Die Futurform der Verben (*audiet, discet, admonebitur*) suggeriert, dass der Lernerfolg im Voraus gewährleistet ist. Dies gilt vor allem für die Erziehung zur Erhaltung des Familienruhms. Plinius versichert, Genitor sei sich darüber im Klaren, welche Verpflichtung auf dem jungen Mann als Spross einer bedeutenden Familie lastet. Der Leser kann sich ausmalen, welche Konsequenzen dies für den Unterricht hat. ‚Kuschelpädagogik‘ ist hier nicht zu erwarten. Was jungen Römern aus traditionsbewussten Adelsgeschlechtern seit Jahrhunderten in die Seele gehämmert wurde, dass nämlich die respektvolle Verehrung der Ahnen niemals nachlassen dürfe, das wird bei Corellias Sohn zielstrebig durchgeführt werden. Unter der Anleitung des pflichtbewussten Genitor wird das Vorbild der Vorväter, in denen alle Tugend und Weisheit versammelt ist, fest im Denken und Fühlen des Schülers verankert werden. Bei der Umsetzung dieses Erziehungskonzepts gibt es für das pädagogische Dreigespann Genitor, Corellia und Plinius keine Kompetenzhierarchie. Die Verantwortung dafür, dass der junge Mann das nötige Rüstzeug erhält, um die ehrenvolle Familiengeschichte fortsetzen zu können, sieht Plinius gleichrangig verteilt: „Nicht weniger oft wird er von jenem wie von dir und mir daran erinnert werden, welche Ahnenreihe auf ihm lastet, welche große Namen er vertritt.“ Die Darstellung erweckt den Eindruck: Die Disziplin Genitors, die mütterlicher Fürsorge Corellias und Plinius’ freundschaftliche Zuneigung werden sich verheißungsvoll zum Wohl des jungen Mannes verbinden.

Proinde leitet den Schlussappell ein, den Plinius an Corellia richtet (§ 7). Die Bitte, sich für Genitor zu entscheiden, wird pointiert vortragen. Auf die fromme Floskel *dis faventibus* folgt im Imperativ nachdrücklich die Aufforderung: *trade eum praeceptori*, wobei durch die Satzstruktur vermittelt werden soll: Schüler und Lehrer sind gewissermaßen schon beieinander, mit der von Plinius vorgeschlagenen Lehr- und Lernbeziehung ist fest zu rechnen. Die anschließenden Relativsätze behandeln prägnant und durch Alliteration und Chiasmus betont den übergeordneten, ‚philosophischen‘ Aspekt des

Briefes: Höhere Studien verlangen ein hohes Maß an Moral. Ethik ist wichtiger als Rhetorik. Den für diesen sittlichen Anspruch repräsentativen Begriff *mores* hat Plinius bis zuletzt aufgespart. Im Schlusssatz erscheint das Wort zum ersten Mal, nun als Polytopon in zugespitzter Verbindung mit *discere*: *trade eum praeceptori, a quo mores primum, mox eloquentiam discat, quae male sine moribus discitur*. „Vertraue ihn dem Lehrer an, von dem er zuerst Moral, dann Beredsamkeit lernen möge, die ohne Moral schlecht zu lernen ist.“¹³

Die rhetorische Komposition

Durch Aufbau des Briefes demonstriert Plinius, dass er, was den Rhetorikunterricht betrifft, ein kompetenter Ratgeber ist und die entsprechende *auctoritas* besitzt.¹⁴ Das Schreiben ist geradezu mustergültig nach den rhetorischen Regeln verfasst, die für die Gliederung einer Rede bzw. einer literarischen Abhandlung gelten:

- Die Einleitung (*exordium*) dient dazu, die Aufmerksamkeit des Hörers/Lesers zu gewinnen und das Thema anzukündigen. Dies versucht der Autor hier zu erreichen, indem er seine enge Beziehung zur Familie der Adressatin hervorhebt. Zugleich betont er, dass ihm die Zukunft ihres Sohnes eine Herzensangelegenheit ist, womit er zum Gegenstand des Briefes hinführt (§§ 1 - 2).
- Die Darlegung des Sachverhalts (*narratio*) informiert zielgerichtet über das zu behandelnde Thema: Das hier zu erörternde Problem ist die Auswahl eines geeigneten Rhetoriklehrers (§§ 3 - 4).
- Die Beweisführung (*argumentatio*) hat den Zweck, den Hörer/Leser von der Richtigkeit einer Sache zu überzeugen. Plinius ist daher in diesem Abschnitt des Briefes bestrebt nachzuweisen, dass sein Auswahlvorschlag sachlich begründet, klug und akzeptabel ist (§§ 5 - 6).
- Der Schluss (*conclusio*) fasst die Ergebnisse der Ausführungen knapp zusammen und gibt eine die Gefühle des Hörers/Lesers ansprechende Empfehlung (*peroratio*). Dies geschieht durch die gebührende Erwähnung göttlicher Hilfe und den Hinweis auf die Wichtigkeit von Moralvermittlung.

Die Gestaltung des Empfehlungsschreibens entspringt zunächst einer humanistisch-freundschaftlichen Beistands- und Beratungsabsicht, die ihren Impuls daraus bezieht, dass es in der römischen Oberschicht einen verbindlichen Katalog der Freundespflichten gab. Dazu gehören neben Unterstützung vor Gericht und bei Ämterbewerbung auch Vermittlung, Empfehlung und Beratung von Freunden. Da der Kunstbrief an Corellia eine Angelegenheit der Freundespflicht und des praktischen Lebens zum Gegenstand hat, dürfen wir annehmen, dass er aus einem echten Privatschreiben hervorgegangen ist. Wegen des inhaltlichen Bezugs zur Rhetorik liegt sogar die Vermutung nahe, dass der Brief der Empfängerin in der uns vorliegenden musterhaft ausgearbeiteten und zur Veröffentlichung bestimmten Fassung überreicht wurde.

Fragen zur Gesamtinterpretation

1. Ist eine vergleichbare Publikation heute denkbar?

Wir können uns schwer vorstellen, dass eine Privatsache wie die Empfehlung für einen bestimmten Lehrer oder eine bestimmte Schule Thema einer Publikation wird. Dies würde als Verletzung der Vertraulichkeit und Preisgabe der Intimsphäre empfunden werden und gegen das Grundrecht auf Schutz der Persönlichkeit verstoßen. Selbst Personen der Zeitgeschichte, die im Rampenlicht stehen wie Angehörige des Hochadels, Politiker, Spitzensportler und Künstler versuchen, Fragen der Kindererziehung und Schulbildung weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit zu regeln. Wenn Verfasser und Adressat einwilligen, ist allerdings die Veröffentlichung von Schreiben privaten Inhalts möglich. Auch gehören Editionen des Briefwechsels berühmter Persönlichkeiten seit jeher zum Programm von Verlagen. So versammelt z. B. der Insel-Almanach 2007 u. a. Briefe von GOETHE, SCHILLER, MOZART, VAN GOGH, HANDKE, LENZ, HESSE, BRECHT, ADORNO.

2. Welche Auswirkungen hatte die Veröffentlichung des Briefes an Corellia für die beteiligten Personen?

Für die Adressatin galt nach damaligem Verständnis die Widmung eines solchen Schreibens

und die Aufnahme in die Sammlung als Zeichen der Wertschätzung und Ehrung. Für Genitor bot der Briefe einerseits die Chance, einen zahlungskräftigen Schüler aus angesehenen Familie zu bekommen, andererseits entstand für ihn durch die Veröffentlichung eine erhöhte Verpflichtung, gute Arbeit zu leisten, da die Öffentlichkeit die Entwicklung des prominenten Schülers mitverfolgen würde. Plinius wiederum ging durch die Veröffentlichung insofern ein gewisses Risiko ein, dass im Fall eines Misserfolgs sein Ruf als sachkundiger Ratgeber beschädigt werden könnte.

3. Welche Rolle spielten die Eltern bei der Schul- bzw. Lehrerwahl?

Normalerweise lag bei den Römern die Erziehung der Kinder bis zum siebten Lebensjahr bei der Mutter, danach übte der Vater (oder nach dessen Tod ein männlicher Verwandter) aufgrund der *patria potestas* den maßgeblichen Einfluss aus. Auffällig ist deshalb hier die herausgehobene Rolle Corellias, die offensichtlich einen sehr großen Entscheidungsspielraum hatte. Der Vater wird nur in § 1 kurz als geachtetes Glied in der Reihe der Vorfahren angeführt, danach nicht mehr erwähnt.¹⁵ Die hohe Wertschätzung des weiblichen Geschlechts, die hier zum Ausdruck kommt, begegnet häufig bei Plinius. Bedeutende Frauengestalten erscheinen neben Corellia, der Adressatin des vorliegenden Briefes, vor allem in den Briefen 1,12,3; 7,11,3; 7,14 (CORELLIA, Schwester des CORELLIUS RUFUS); 3,16 (ARRIA, Gattin des Stoikers THRASEA PAETUS).

4. Welche Aussagen macht der Autor hinsichtlich der Erziehungs- und Bildungsziele?

Plinius konzentriert sich auf drei Forderungen:

- Corellias Sohn soll „mit ehrbaren Tätigkeiten vertraut gemacht werden“ (§ 2), d. h., er soll eine positive Einstellung zum Dienst an Staat und Familie gewinnen und die nötigen Arbeitstugenden erlernen.
- Er soll sich bewusst sein, dass er in einer Reihe berühmter Ahnen steht (*quibus imaginibus oneretur, quae nomina et quanta sustineat* § 6). Das bedeutet: Er soll sich entsprechend den Normen der Familienehre entwickeln und die

Fähigkeit zeigen, (soziale) Verantwortung zu übernehmen. Dabei fungieren die Vorfahren als Werte-Wegweiser im Rahmen der überkommenen Strukturen der Adelsgesellschaft. Die Ahnenverehrung entfaltet beträchtliche stabilisierende und identitätstiftende Kräfte.

- Er soll Sittlichkeit und Beredsamkeit lernen (§7), d. h., er soll nicht nur rhetorische Methodenkenntnis erwerben, sondern vor allem zur moralisch gefestigten Persönlichkeit heranreifen.

Plinius thematisiert Erziehungsgrundsätze und Wertvorstellungen, die in der römischen Oberschicht unstrittig waren. Von hier aus kann mit Blick auf unser Schulwesen mit den Schülern darüber diskutiert werden, welche Rolle die sittliche Bildung des jungen Menschen hierzulande spielt. Man wird dabei wohl zu dem Ergebnis kommen, dass im Zuge der Forderung nach möglichst wirksamer Vermittlung von Wissen und Können die Charakterbildung an den Rand der theoretischen und praktischen Erziehungsarbeit geraten ist. Zudem ist die Festlegung ethischer Bildungsziele bei der herrschenden weltanschaulichen Pluralität schwierig geworden. Es besteht kein Konsens über die Gültigkeit moralischer Überzeugungen.

5. Corellias Sohn erhielt Privatunterricht. Erbringen Privatschüler bessere Leistungen als Kinder und Jugendliche von staatlichen Schulen?

Für die Römer stellte sich diese Frage nicht; denn der Schulbesuch blieb der Privatinitiative überlassen. Es gab keine Schulpflicht, doch hatte jeder, der das Schulgeld entrichten konnte, die Möglichkeit, eine öffentliche Schule zu besuchen. – Bei uns „[steht] das gesamte Schulwesen unter der Aufsicht des Staates“ (GG Art. 7, Abs. 1). Die Errichtung von privaten Schulen ist zulässig, bedarf aber der Genehmigung des Staates (Art. 7, Abs. 4). Deutschlandweit besuchte im Schuljahr 2006/07 jeder fünfzehnte Schüler eine der rund 4700 Privatschulen; davon sind etwa 80 Prozent konfessionelle Schulen.¹⁷ Fundierte Untersuchungen darüber, ob private Lehranstalten ein anspruchsvolleres Bildungsprogramm, eine effizientere Ausbildung und Betreuung liefern als staatliche Regelschulen, gibt es nicht. Eine Studie

der Universität Erlangen hat ergeben, dass ein Großteil der Schüler an Privatschulen aus gebildeten und vermögenderen Schichten stammt.

6. Lassen sich die Bildungschancen heutiger Jugendlicher mit denen eines jungen Römers vergleichen?

Corellias Sohn hatte als Spross adliger Eltern das Privileg einer höheren Schulbildung. Ihm war eine typische Oberschichtkarriere vorgegeben. Die Mehrzahl der römischen Kinder, die eine Schulbildung erhielten, besuchte nur den Elementarunterricht, da sich die Eltern eine weiterführende Schule finanziell nicht leisten konnten. Viele junge Römer blieben Analphabeten. Besonders Mädchen hatten kaum Zugang zu (höheren) Bildungseinrichtungen, da sie meist mit zwölf oder vierzehn Jahren verheiratet wurden und danach für das Hauswesen verantwortlich waren. – Bei der Errichtung von öffentlichen Schulen in den römischen Städten ging es „nie um eine Förderung Benachteiligter oder unterer Schichten, sondern immer um Bildung für die Vornehmen“ und um die Reputation des Schulstifters oder Geldgebers.¹⁸ Allerdings eröffnete die Rhetorik bei entsprechender Begabung und Zielstrebigkeit jungen Römern die Möglichkeit, Standesschranken zu überwinden. Bekannte Beispiele hierfür sind CICERO und PLINIUS, die aus dem Ritterstand in den Kreis der Senatoren aufstiegen.

Im Gegensatz zu den „elitären“ Rahmenbedingungen in Rom bestehen bei uns formal die Voraussetzungen für generelle Chancengleichheit: Durch das Recht auf Schulbesuch, die weitgehende Lernmittelfreiheit und ein prinzipiell gleiches Curriculum an den staatlichen Grundschulen sollen angemessene Bildungsmöglichkeiten für alle gewährleistet werden. Dennoch sind ungleiche Bildungschancen immer wieder ein Thema der bildungspolitischen Diskussion. Leseuntersuchungen an Grundschulen (IGLU-Studie) ergaben, dass ein Kind aus der Oberschicht eine mehrfach höhere schulische Erfolgchance hat als ein Kind aus der Unterschicht. Auch die internationalen Vergleichsuntersuchungen der OECD und die PISA-Studie verweisen auf hohe Abhängigkeit von sozialer Herkunft und Bildungserfolg in Deutschland.

Von den zuständigen Ministerien wurden deshalb Vorschläge zur wirksamen Förderung bildungsbenachteiligter Kinder, insbesondere auch der Jugendlichen mit Migrationshintergrund gemacht. Die empfohlenen Maßnahmen zielen darauf ab, das gegliederte Schulsystem durchlässiger zu machen, Übergänge zu erleichtern und Abschlüsse zu sichern. Es gilt, „Bildungschancen für alle unabhängig von der sozialen Herkunft zu schaffen und jedem die Möglichkeit zum Aufstieg durch Bildung zu geben.“¹⁹ Das Bemühen um Chancengerechtigkeit darf freilich nicht zu einer Nivellierung oder zur Entwertung außergewöhnlicher Leistungen führen. Folglich hat 1981 der Wissenschaftsrat die Ansicht vertreten, „es müsse Menschen geben, die bereit und fähig seien, Außerordentliches zu leisten. (...) Daher müsse sich das demokratische Gemeinwesen die bewußte Förderung derer, von denen außerordentliche Leistungen zu erwarten seien, ausdrücklich zur Pflicht machen.“²⁰

Anmerkungen:

- 1) Huschke-Rhein, R.: Systemische Erziehungswissenschaft. Pädagogik als Beratungswissenschaft, Weinheim 1998, 26. Zitiert nach Krause, Ch. u.a. (Hrsg.): Pädagogische Beratung, Paderborn (Schöningh) 2003, 15.
- 2) Vgl. z.B. Art. 78 Bayerisches Gesetz über das Erziehungs- und Unterrichtswesen (BayEUG) vom 31. Mai 2000: „Zur Unterstützung der Schulen bei der Schulberatung werden Beratungslehrkräfte und Schulpsychologen und Schulpsychologinnen bestellt.“
- 3) R. Heinze, Vom Geist des Römertums, Darmstadt 1960, S. 57.
- 4) Als Schulausgabe ist epist. 3,3 greifbar in: Blank-Sangmeister, U.: Plinius der Jüngere. Briefe, Text und Kommentar (Aschendorffs Sammlung lat. und griech. Klassiker), Münster 2000.
- 5) Vgl. R. Schöneich: Bericht zur Lage des altsprachlichen Unterrichts in der Bundesrepublik Deutschland, FC 2/2008, 92.
- 6) Es ist der Konsular Quintus Corellius Rufus, der – etwa 40 Jahre älter als Plinius – wahrscheinlich zum Zeitpunkt der Abfassung des Briefes nicht mehr lebte, da er mit 67 Jahren wegen eines unerträglichen Gichtleidens durch Verweigerung der Nahrungsaufnahme seinem Leben ein Ende setzte (epist. 1,12,1-3 *vita decessit, et quidem sponte*). – Vgl. auch Bütler, H.-P.: Die geistige Welt des jüngeren Plinius. Studien zur Thematik seiner Briefe, Heidelberg 1970, 86: „Plinius bewahrt in seinen Briefen die dankbare Erinnerung an jene Männer, deren Einfluss ihn zu dem gemacht hat, was er ist, insbesondere an Corellius Rufus, dessen reine, heilige Würde, Weisheit und Voraussicht ihm kein Zeitgenosse zu übertreffen schien.“
- 7) Marrou, H. I.: Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum, München (dtv) 1977, 507.
- 8) Es handelt sich wahrscheinlich um Lucius Corellius Neratus Pansa, Sohn des Lucius Neratus Marcellus und der Corellia Hispulla. Die Erziehungsarbeit des Julius Genitor scheint, falls er als Lehrer gewählt wurde, Früchte getragen zu haben, denn sein Zögling erscheint 122 als Konsul (CIL 6,10048).
- 9) Bei uns ist das Recht der Meinungs- und Pressefreiheit eingeschränkt durch die „gesetzlichen Bestimmungen zum Schutz der Jugend und in dem Recht der persönlichen Ehre.“ (GG Art. 5 Abs. 2.)
- 10) Der Gedanke der allgemeinen Toleranz der nachdomitianischen Zeit hat offensichtlich auch in Erziehungsfragen eine milde Praxis empfohlen.
- 11) Plinius schätzt Genitor als Gleichgesinnten in der Opposition gegen die Domitian-Despotie (3,11), als konstruktiven Kritiker seiner Publikationen (7,30,4), pflichtbewussten engagierten Lehrer (7,30) und geistig hochstehenden Menschen, dem oberflächliche Vergnügungen zuwider sind (9,17).
- 12) Gaius Plinius Caecilius Secundus, Briefe. Lat.-dt. ed. H. Kasten, Zürich (Sammlung Tusculum) 1995, 667.
- 13) Dass erst die *mores* eine intellektuelle Begabung wertvoll und bewundernswert machen, betont Plinius auch 4,27,5, wo er die Gedichte des Sentius Augurinus als „das Vollkommenste in dieser Art“ rühmt, weil sich hier literarisches Talent und moralische Integrität zu glanzvoller Leistung verbinden. – Das Prinzip der Verbindung von Ehrenhaftigkeit und Redekunst ist kein origineller Gedanke des Plinius. Schon Aristoteles (Rhetorik II 1378a 5-6) sagt, dass Einsicht, Tugend und Wohlwollen den Redner glaubwürdig erscheinen lassen. Der alte Cato (frag. 14) definiert den Redner als *vir bonus dicendi peritus*. Cicero (*de oratore* 3,55) fordert, dass man die Kraft der Beredsamkeit mit *probitas* und *prudencia* verbinden müsse.
- 14) Vgl. Marrou (1977) 480: „Er hat sein Rhetorikstudium bei dem berühmten Niketas von Smyrna auf Griechisch betrieben, während er gleichzeitig Vorlesungen Quintilians auf Lateinisch hörte.“

- 15) Vgl. auch Cic. Lael. 91 *monere et moneri proprium est verae amicitiae*. „Fast jeder der 247 Briefe der ersten neun Bücher wird so zu einem Dokument der Freundschaft.“ (Bütler, 1970, 94).
- 16) „Den Gatten der Corellia kennen wir nicht.“ (H. Kasten, 1995, 677).
- 17) Quelle: Augsburgener Allgemeine v. 13.09.2008 (Wochenend-Journal V1).
- 18) Schmoll, Heike: Lob der Elite, München 2008, 39. – Ein Beispiel für solches Mäzenatentum ist

Plinius' Initiative und finanzieller Beitrag zur Gründung einer höheren Schule in Comum (epist. 4,12).

- 19) Gemeinsame Empfehlung der Kultusministerkonferenz und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung vom 6. März 2008, S. 7.
- 20) H. Schmoll, 2008, 30-31.

MANFRED GLOCK, Kaufbeuren

Macht macht Macht – Europa am Scheideweg Cäsar, Mussolini und Berlusconi am Rubikon der Republik

Auf welche Weise entfaltet die Beschäftigung mit JULIUS CÄSAR den größten didaktischen Nutzen? Betrachtet man die drei Aspekte, unter denen ein Stoff sinnvoll zurechtgelegt werden kann, nämlich a) die Belange der Sache, b) die Bedürfnisse des Schülers und c) die aktuellen Forderungen der Gesellschaft, ergibt sich für Cäsar:

- a) Er ist (wie jede Person der Zeitgeschichte) ohne sein Werk und Wirken im historischen Kontext nicht zu verstehen. Hierzu gehört nicht zuletzt die Betrachtung dessen, was die Zeitgenossen über ihn dachten.
- b) Schülerinnen und Schüler begeistern sich gleichwohl eher weniger für den Cäsar des gallischen Krieges, wenn man etwa die Lektüre „*De bello Gallico*“ als isolierten Stoff dem Unterricht zugrundelegt und den Erwerb sprachlicher Kenntnisse und historischen Wissens zum vorrangigen Ziel erklärt. Die Zeiten, wo die Jugend strategische Leistungen und Stärken politischer Geschicklichkeit aus der Substanz und der Natur des Krieges heraus interessierte, sind lange vorbei.
- c) Das immer auf dem Prüfstand stehende Modell nicht nur der deutschen Nachkriegsgesellschaft als wehrhafter Demokratie braucht gerade heute jeden Einzelnen, der autark einer inneren moralisch gefestigten politischen Ethik folgen (und nicht lediglich nachfolgen) kann. Cäsar als großer Einzelner indes bedarf der Problematisierung. Die Vergleiche, die auf die schicksalhafte Bedeutung der solitären Kraftnatur für die Gemeinschaft abzielen, etwa in der Trias „CÄSAR, ALEXANDER D. GROSSE,

NAPOLEON“, sind von der Geschichte auf tragische Weise *ad absurdum* geführt worden und gehören als Deutungsmuster der Vergangenheit an.

Hier soll ein Konzept vorgestellt werden, das die Punkte a, b und c abdeckt und in überschaubarer Zeit abzuhandeln ist. Vorgesehen ist der Einsatz in Geschichte, Wipo, ggf. in Verbindung mit Latein. Es kann auch als selbstständige Einheit, als Einstieg in eine eigentliche Cäsarlektüre oder als Vorarbeit zur Beschäftigung mit der Krise der römischen Republik und der Herausbildung des Kaisertums realisiert werden.

Die Schülerinnen und Schüler sollen

- Werk und Wirken Cäsars, die Ambivalenz seiner Person aus dem Blickwinkel seiner Zeitgenossen beurteilen können und ihm so als Mensch näher kommen,
- dabei wesentliche Charakterzüge begreifen, wie den Drang zur Selbstdarstellung und den gesteigerten Sexualtrieb,
- die Eigenschaften herausarbeiten, die Politikern seines Schlages gemeinsam sind, und ihn so als Typus einschätzen lernen,
- verstehen, dass Cäsar als Identifikationsfigur selbst der Impulsgeber einer problematischen Tradition ist,
- neben der Vergänglichkeit menschlicher Macht ihre Verfallbarkeit und die Kraft der Geschichte erfahren: je näher man mit einer Vergleichsperson der Gegenwart kommt, desto bewusster wird einem die Begrenztheit des menschlichen Willens angesichts der nie zur Ruhe kommenden Geschichte,

- einen vorsichtigen Umgang mit dem Vergleich politischer Strukturen kultivieren, indem der Populismus verschiedener Epochen auf dem Hintergrund der jeweils vorherrschenden politischen Hauptströmung gesehen wird.

Die Absicht selbst, mit der Cäsar im Unterricht vergangener Epochen behandelt worden ist, wäre einmal ein nützlicher Gegenstand unterrichtlicher Bearbeitung. Ihn aber mit einer anachronistischen Zielsetzung im Unterricht zu behandeln, würde ihn selbst zu einem Anachronismus stilisieren und er verlöre seine Aussagekraft für die Gegenwart. Auch eine wohlmeinende Disposition, die darauf abgestellt wäre, die Nemesis der Macht und ihre Vergänglichkeit zu thematisieren (Iden des März), wäre eine Verharmlosung des Phänomens „Julius Cäsar“, das für sich in Anspruch nehmen darf „in die Länge zu leben“ und Karrieren, die in seinen Fußspuren verlaufen, immer neue Nahrung zu liefern.

Einige Ansätze der Analyse dieses für Europa wegweisenden Mannes scheinen demnach eher weniger nützlich, wenn man darauf abzielt, die Chancen, die seine Betrachtung für die politische Bildung im Sinne der wehrhaften Demokratie bietet, auszuschöpfen. Alles, was nur dem Erwerb historischen Wissens dient, ohne einen Wandel in diesem Sinne herbeizuführen bzw. die politische Grundhaltung positiv zu beeinflussen, ist Zeitverschwendung und führt in die Irre. Cäsar andererseits mit unparteiischem Blick objektiv nur in seinem Kontext zu behandeln greift zu kurz.¹ Ein Politiker wie Cäsar würde sicher auch heute seine Feinde und Anhänger finden. Nicht nur deshalb, sondern auch weil der in ihm Gestalt gewordene Typus des populistischen Machtmenschen bis heute nicht seine Anziehungskraft verloren hat, gilt es Stellung zu beziehen.

Zudem zeigt die Erfahrung, dass die *bruta facta* der Geschichte umso bereitwilliger aufgenommen werden, je evidenter ihre Nutz- und Anwendbarkeit für Probleme und Aufgaben der Gegenwart und somit die Notwendigkeit aufgezeigt wird, historische Kenntnisse zu erwerben. Wer etwa angeleitet wird, die antidemokratische Gefahr des Herrschaftsmodells „Triumvirat“ zu verstehen, dem ist mehr geholfen als dem, der lediglich nach den Daten ihrer Abfolge abge-

fragt wird. Theoretisches Wissen wird erst in der ethisch relevanten Lebenspraxis als sinnvoll und interessant erfahren.

Weil Julius Cäsar eine der am häufigsten bemühten Vergleichsfiguren für andere Herrscherpersönlichkeiten ist, weil er bis heute von Machtmenschen und Strategen zitiert und zur Orientierung herangezogen wird, weil die Weltgeschichte ihm den Mythos des unbezwingbaren Kriegsherren zugeordnet hat, ist die Dringlichkeit einer kritisch aktualisierenden Betrachtung in seinem Fall evident.

Dies wird schon im Licht eines Vergleichs deutlich, den man im Europa des 19. Jh. anstrebte. CÄSAR wurde neben ALEXANDER D. GR. und NAPOLEON I. gestellt. Niemand würde heutzutage noch das Verständnis für die schicksalhafte Größe dieser „Kompendien der Welt“, wie GOETHE Napoleon nannte, wecken wollen, ohne die nur realpolitisch fassbare Verfänglichkeit der Macht zu thematisieren. Die Vorstellung dieser Trias verherrlichter Kraftnaturen wird in ihrer geschichtlichen Bedingtheit selbst Teil des kritischen Unterrichts, der auf etwas anderes abzielt, nämlich dem Herrschaftsanspruch eines Einzelnen die Verpflichtung jedes Einzelnen zur kritischen Stellungnahme gegenüberzustellen.

Statt nun das eher verherrlichende Dreigestirn Cäsar, Alexander d. Große, Napoleon zu thematisieren, bieten sich abgesehen von dem banalen Vergleich zu anderen einschlägig bekannten Diktatoren zwei Biographien an, die überdies genuin in die italienische Geschichte eingebettet sind, nämlich BENITO MUSSOLINI und SILVIO BERLUSCONI. In diesem Vergleichsrahmen, der bis in die Gegenwart führt, zeigt sich die immer aktuelle Problematik eines Julius Cäsar in ihrer ganzen Dramatik, und zwar indem er den Bestand einer auf dem *Consensus omnium* beruhenden Republik, der *Res publica*, in Frage stellt. Wie weit kann der Einzelne im Machterwerb gehen, bevor er den Zusammenhalt einer staatlich organisierten Gemeinschaft gefährdet oder *ad absurdum* führt? Von dieser Einschätzung aus fällt es auch leichter den Rahmen weiterzuspannen und mit Gestalten wie DOMITIAN auf der einen Seite und MARC AUREL auf der anderen, die maßlose Entartung und die ethische Verlorenheit des Kultes, den

Cäsar begründete, zu verfolgen. Ohne den aktuell die Aufmerksamkeit bindenden Vergleich würde man weniger verstehen.

Da die Figuren des Vergleichs – ganz abgesehen von ihrem selbst gewählten Rückbezug auf Cäsar – sämtlich Gegenstand künstlerischer Betätigung wurden, sei es dichterisch verherrlichend, wie bei POUND oder D'ANNUNZIO gegenüber MUSSOLINI oder satirisch-kritisch wie bei SCARPA (oder BENNI) gegenüber BERLUSCONI, ist das Arrangement auch im Sinne einer literaturgeschichtlichen Gegenüberstellung gerechtfertigt.

Die geschichtliche Gebundenheit der Formen künstlerischen Ausdrucks wäre hiermit *en passant* ebenso zu behandeln und zu erklären – womit auch auf einen Vergleich der Künstlerpersönlichkeiten überzuleiten und weiter die Relation von Politik und Kunst mit Gewinn zu behandeln wäre. Denn das ist es schließlich, worum sich angesichts der Konfrontation zwischen Bestehendem und Neuem alles dreht: ob und inwiefern man auf der Seite der Mächtigen, die legislativ das Sagen haben, oder auf der Seite der Ohnmächtigen, die sich nur künstlerisch Ausdruck verschaffen können oder wollen, Stellung beziehen will.

Es wird in jedem Fall mit der Trias Cäsar, Mussolini, Berlusconi, die man auf dem Hintergrund des Faschismus im Ganzen eher negativ ausdeuten wird, eine aktuellere und authentischere Vergleichsbasis geschaffen.

Gleichwohl schärft der erstgenannte Vergleich den Blick für die Bedingtheit jeglicher Geschichtsinterpretation, derer man sich vor aller staatsbürgerlichen Bildung auch erst einmal bewusst werden muss, um sich mündig an der Demokratie beteiligen zu können.

In einer Gegenüberstellung der beiden Dreiergruppen wird herausgearbeitet, dass der demokratische Geist des Nachkriegseuropas die Bereitschaft des 19. Jahrhunderts zur Verehrung gewaltiger Herrscher nicht teilen kann (Tafelbild). Zu groß sind die Unterschiede, zu groß die Opfer, die auf das Konto des Machtkults der Diktatoren gehen. Umso mehr wundert es, je näher man der Gegenwart kommt, dass ein Mann wie Berlusconi die längste Regierungszeit im Nachkriegsitalien verbuchen kann, nämlich 1406 Tage.²

Regierungskrise ist in Italien ein Dauerzustand, an den man sich gewöhnt hat. 61 verschiedene Regierungen in 62 Jahren und ein Ende der Krisen ist nicht in Sicht. Italien ist seit der 20-jährigen Diktatur Mussolinis nicht zur Ruhe gekommen.

Verglichen mit anderen westlichen Demokratien ist die starke Fluktuation italienischer Regierungen auffällig. Zieht man aber das römische Konsulatsmodell mit seiner regelmäßig wechselnden Designation hinzu, ergibt sich eine Übereinstimmung. Die von UMBERTO ECO beschriebene Anomalie Italiens ist wahrscheinlich nichts anderes als ein dauerhaft in der italienischen Mentalität begründeter Normalzustand. Dafür ist der Wandel von Mehrheitenregierung zu Mehrheitenregierung allerdings auch weniger wesentlich. Die Voraussetzungen für das Funktionieren eines Triumvirats, das auf persönlichen Absprachen beruhte und damals schon einem Kapitalisten wie CRASSUS den Weg in die große Politik ebnete, die Günstlingswirtschaft, das Klientel- und Patronatswesen sind Konstanten der Halbinsel und lassen sich allerorten in der italienischen Politik, die im Dunstkreis der Mafia stattfindet, wieder finden.³ Und fühlt man sich nicht mit der Rede CICEROS *Pro Roscio Amerino* (80 v. Chr.) an undurchsichtige Zusammenhänge von Mord und Bestechung in neuerer Zeit erinnert? Die politische und legislative Stabilität ist auf persönlichen Ansichten Einzelner und temporärer Freundschaften und Abhängigkeiten gegründet. Sobald die persönlichen Bündnisse aufgelöst werden, kippt die Regierung – zugunsten eines neuen Bündnisses oder der Alleinherrschaft.

Doch etwas ist grundlegend anders. Während das Weltbild des konservativen Römers zur Zeit Cäsars die Restauration der Republik auf Basis des *Mos maiorum* problemlos mehrere Jahrhunderte in positiver Selbstidentifikation umfing – man denke an den Scipionenkreis – gelangt man im gleichen Zeitraum der zurückliegenden europäischen Geschichte in die Zeit des Nationalismus, der Europa in den ersten Weltkrieg führte. Während die neue Welt sich auf Männer wie LINCOLN und WASHINGTON berufen darf, schaut das europäische Gewissen auf die Zeit vor dem

Desaster wie auf ein verlorenes Paradies, das seine politische Unschuld verloren hat. Die Errungenschaften der Nachkriegsdemokratie sind für einen so hohen Preis erkauft, dass das politische Treiben mit steter und kritischer Wachsamkeit der Wähler begleitet werden muss – um dennoch von ständigem Scheitern bedroht zu sein.

Den Vergleich der Dreiergruppen begleitet die Arbeitsfrage: „Was passierte in Europa vor 100, 160 und 200 Jahren?“ Die Zahlen sind die ungefähren Abstände des Zeitpunktes der Niederschrift von „*De re publica*“ (54 – 51 v. Chr.) zu den Geschehnissen der römischen Geschichte, die CICERO in restaurativer Absicht positiv referiert: die Epoche des Scipionenkreises (150 – 130 v. Chr.) und die punischen Kriege (264 – 241; 218 – 201; 149 – 146). Mit den Daten 1807, 1847 und 1907 kommen wir dicht an die Unabhängigkeitserklärung Amerikas (1776), die Deklaration der Menschenrechte und die *Bill of rights* (1791), die Befreiungskriege (1813 – 1815) und stehen mitten im Zeitalter des europäischen Nationalismus mit seinen Nebenerscheinungen des Militarismus, des Imperialismus und des Kolonialismus. Auch das römische Geschichtsverständnis ist geprägt von Militarismus, Imperialismus und Kolonialismus, hier aber als Moment der Bekräftigung, auf dem richtigen Weg zu sein.

An die Stelle einer „Vaterlandsethik“, die den Drang nach Selbstbestätigung und das Gefühl nationaler Überlegenheit genährt hatte, ist heute die politische Raison der Europäischen Union getreten. Ein Gefühl der Rechtfertigung eines *bellum iustum* aus imperialem Stolz heraus, wie es der Römer zur Zeit Cäsars hegen konnte, kennen wir nicht. (Das Problem nationaler Rivalitäten hat sich ins rein Wirtschaftliche verlagert. Man spricht etwa nicht mehr von Deutschland als Nation sondern vom Standort Deutschland). Wer dagegen heute im gleichen zeitlichen Rahmen, in dem Cicero die zurückliegende Vergangenheit Roms umfasst, auf Glanz und Glorie Europas zurückblicken wollte, müsste erst einmal z. B. die Rolle der Wehrmacht im 2. Weltkrieg klären.

Diese kleine Übung zu Anfang dient auch dem Zweck, den Schülerinnen und Schülern vor Augen zu führen, dass die Geschichte niemals irgendwo Halt macht, sondern mit ungeheurer Kraft und

Schnelligkeit verläuft. Die dritte Nachkriegsgeneration vermag ja kaum einzuschätzen, wie viel an Veränderung mit dem Fall der Mauer vor ihrer Geburt in jüngster Vergangenheit stattgefunden hat. Ein Kurzreferat über die Regierungszeiten Italiens seit dem zweiten Weltkrieg im Vergleich zu Deutschland bekräftigt den Eindruck der Sonderstellung Italiens im Verein der westlichen Demokratien.

Die Karikatur, die Berlusconi an den Zitzen der römischen Urmutter (mit dem Kopf des Duce) zeigt, deutet auf das geschichtliche Kontinuum politischer Identifikation hin, in welchem italienische Politiker sich bewegen (Material 1).

Jeder übergeschichtliche Vergleich führt ein wenig vom unverstellten Blick auf die historische Person weg. Zum einen aber bewegt sich der Vergleich Cäsars mit Mussolini und Berlusconi in ein und demselben volksgeschichtlichen Rahmen. Zum anderen werden mit jedem Text, der zur Beurteilung der jeweiligen Person herangezogen wird, die jeweiligen Zeitgenossen befragt und somit der Blick wieder auf den authentischen geschichtlichen Kontext gelenkt, mit dem wiederum das personale und kulturelle Umfeld der jeweiligen Person abgeglichen und erarbeitet werden kann.

Die Textgrundlage sieht vor, dass jeweils mindestens eine positive und eine negative Deutung zur Beschreibung der Einzelperson herangezogen wird. Dadurch wird klar, dass alle drei als polarisierende Machttypen, um nicht zu sagen Alpha-Tiere, in einem zum Teil selbst geschaffenen Spannungsverhältnis agierten.

Cäsar:

in positiver Deutung – SALLUST, *Coniuratio Catilinae* 53, 2- 54, 6

in negativer Deutung – CATULL 11, 29, 52, 54, 57, 93, (zu Mamurra 94, 105, 114)

Mussolini:

positiv – EZRA POUND, Canto 41 (1934) (oder D'Annunzio)

– Cole Porter, *You're the top, you're Mussolini* (1934)

neutral beobachtend – CURZIO MALAPARTE, *Kaputt*, 468 - 470

negativ – CARLO EMILIO GADDA, Eros und Priap (1945)

Hinzu kommen Ausschnitte aus zeitgenössischen Zeitungsartikeln.

Berlusconi:

positiv – in einer kleinen Sammlung von Äußerungen zur eigenen Person

negativ – TIZIANO SCARPA, Der ferne Kapitalismus (2002) (oder BENNI)

Hinzu kommt (zu Mussolini) eine Karikatur aus der Zeitung „*The Independent*“, und Auszüge aus einem Artikel über Sarkozy.

Vor der Textarbeit werden die Biographien der drei Politiker ermittelt und tabellarisch erfasst. Als Gemeinsamkeiten lassen sich nennen:

- Medienwirksamkeit: verfeinerte Technik der Selbstdarstellung (als Held der eigenen Darstellung), alle bedienten sich der Macht des Worts, Cäsar rührte mit seinen Commentarien die Werbetrommel für sich, Mussolini schrieb Traktate und „Mein Kriegstagebuch“, Berlusconi hat die Kontrolle über große Teile der Medienlandschaft,
- Mussolini und Berlusconi gründen je ihre eigene Partei, Cäsar schafft mit dem Triumvirat und dem daraus erwachsenden Strukturwandel eine neue Herrschaftsform,
- alle drei gerieten mit dem Gesetz in Konflikt, wurden zeitweise als Verräter angesehen oder wegen Verbrechen angeklagt,⁴
- Unnahbarkeit und Immunität: Neigung, die eigene Unvollkommenheit durch entsprechende Gesetze aus der Welt zu schaffen, Rechtsbeugung,
- alle greifen in das Rad der Gesetzgebung, um eigene politische Ansprüche zu legitimieren: Cäsar überschreitet den Rubikon, Mussolini organisiert den Marsch auf Rom und ändert die Wahlordnung, Berlusconi lässt sich zum Ministerpräsident wählen, obwohl er gar nicht zur Wahl hätte antreten dürfen und erlässt auf die eigene Person geschneiderte Gesetze, um der Strafverfolgung zu entgehen,
- Universalität: Bestreben, die Qualität der eigenen Person auf möglichst vielen Bereichen zu manifestieren,⁵

- musische Ader: Berlusconi spielt Klavier, Cäsar schreibt Gedichte,
- alle hatten Affären oder waren zumindest mit mehr als einer Frau verheiratet. Die Instrumentalisierung der eigenen Virilität und das phallische Element der Machtdemonstration wird anhand der Texte, beginnend mit Catull noch vertieft,
- Kühnheit: gegebene Zustände werden in Frage gestellt,
- Setzung eines subjektiven Status quo, der auf dem Hintergrund einer als objektiv verstandenen Tradition politisch argumentativ als Ultima ratio dargestellt wird,
- Vereinfachungsmanier: erwachsen aus einem ohne Egozentriertheit fruchtbareren Pragmatismus, der sich allerdings nicht an den Wünschen der Gemeinschaft, sondern an dem Willen der eigenen Person orientiert, dem alles unterworfen wird; in der Absicht, Fronten zu schaffen und Verwirrung zu stiften, als deren Entwirrer man sich selbst hinstellt, werden plakative Botschaften formuliert,
- mit allen dreien verbanden sich demagogisch geweckte Hoffnungen auf dauerhafte Neuerungen – Hoffnungen, die enttäuscht wurden,
- Cäsar und Mussolini wurden ermordet, Berlusconi allerdings setzt bislang seine politische Tätigkeit erfolgreich fort.

Nach dieser Gegenüberstellung bietet es sich an, die Unterschiede und die Gründe dafür festzustellen. Ein Referat über die Konflikte, die unsere drei Mächtigen mit dem Gesetz hatten, erlaubt die Sicht auf die jeweilige politische und geschichtliche Gesamtsituation.⁶

Zur Vertiefung der Beobachtungen werden nun die einschlägigen Texte der jeweiligen Zeitgenossen herangezogen.

Personen, die als große Einzelgestalten der Geschichte Macht und Einfluss auf sich vereinigt haben, wird es immer geben. Meist erkennt man ihre Bedeutung erst im Urteil, das die Nachwelt postum über sie fällt, und die Einschätzungen sind schwankend. Aber mit Notwendigkeit wird auf ihre herausragende Rolle bereits von den Zeitgenossen reagiert.

Die Großen der Weltgeschichte waren immer auch Gegenstand künstlerischer Produktion und

können durch die Brille von Kulturschaffenden jeglicher Couleur authentisch wahrgenommen werden.

Nun liegt es in der solitären Position dieser Gewaltigen begründet, dass man in der Haltung ihnen gegenüber entweder ein Für oder ein Wider vertritt, aber dass sie keinen gleichgültig lassen. Das verführt zur Vereinfachung und zur Schwarz-Weiß-Malerei, die sich einem kritischen Betrachter eigentlich verbieten würde. Aber es ist durchaus gemäß dem eigenen Willen jener Menschen, die den Gipfel der Machtentfaltung erreichen, dass sie die übrigen Menschen in Gegner und Anhänger spalten.

In dem Bestreben, die Kräfte vieler um sich zu sammeln, nutzen sie selbst das Mittel der Vereinfachung komplexer Sachverhalte. Ihre Vorrangstellung selbst ist auf Spaltung begründet. Sie bewirken die Nachfolge vieler, und erst die Nachfolge vieler, die für den Blick des Historikers anonym bleiben, garantiert ihren Erfolg. Sie verwirren den Gegner, schaffen Probleme, als deren Lösung sie sich nachher selbst wortreich präsentieren.

Das Volk zur Größe inspirieren zu wollen, als deren Manifestation sie sich selbst empfinden, ist ein gemeinsames Merkmal aller Diktatoren. Zugleich sind sie in dieser subjektiven Überhöhung des Einzelschicksals für ihre Anhänger ein Mittel aus den Niederungen der Anonymität aufzusteigen und Teil zu haben an Glanz und Glorie geschichtlich wirksamer Tatkraft.

Wer dies für plakativ hält, verkennt den Umstand, dass plakative Worte und vollmundige Worte, die etwa an historische Chancen erinnern und notwendige Auseinandersetzungen heraufbeschwören, eben zum Lieblingsrepertoire der Rhetorik von Machtpolitikern gehören. Es ist unmöglich, jemanden wie Cäsar als einfachen Menschen zu betrachten oder mit einfachen Menschen zu vergleichen. Ihm wie einem römischen Feldherrn die ehrfurchtgebietende Silbermaske vom Gesicht zu nehmen, damit seine Geschichtsträchtigkeit nach menschlichen Maßstäben verstehbare Konturen gewönne und er gewissermaßen von der Höhe seiner Machtentfaltung wieder in die Niederungen der Normalität wahrnehmbar werde, widerspräche den

Bedingungen des großpolitischen Raumes, den einzunehmen er bestrebt war und exemplarisch ausfüllte.

Der Maske der geschichtsträchtigen Wirksamkeit ist nur unter ihren eigenen Konditionen zu begegnen. Ihre Kontur, ihre Mimik entspricht einer traditionell verbrieften Chiffre des Anspruchs auf Herrschaft. Ihr die Attitüde jener Individuen ablauschen zu wollen, die in ihrem Widerschein kämpften und sich von ihrem Faszinosum gewinnen ließen, widerspräche den politisch gewollten Prämissen ihrer Wirkung. So verbleiben diese in der Gesichtslosigkeit der Anonymität, und jene umgibt sich, ohne irgendeine Form der *Damnatio memoriae* oder relativierende Revision der Geschichtsschreibung fürchten zu müssen, mit der gleichen furchtbar faszinierenden Aura der Macht, die immer wieder eine Inspirationsquelle für Menschen ist, die sich Cäsar zum Vorbild und zur Quelle der Inspiration gewählt haben.

Cäsar begründete als Popular die Tradition eines ethisch und politisch grenzwertig vertretbaren Strebens nach alleiniger Machtausübung. Alles weitere Gründe, weshalb ein übergeschichtlicher Vergleich unter dem Stichwort des Phänotyps des Machtpolitikers zulässig ist.

Vor allem die Verführbarkeit nicht nur der Massen, sondern wie prominente Beispiele zeigen, auch höchst gebildeter Menschen lässt das Problem der Macht noch unlösbarer erscheinen. Nur allzu leicht verführt der Mythos, der sich um Personen wie Cäsar bildet und sie zur solitären Kraftnatur stilisiert, zur Nachfolge und blinden Verehrung.

SALLUST, der Parteigänger Cäsars, sieht in ihm getreu restaurativer Gesinnung einen Garanten altrömischer Tugend. Als neuer Cäsar sollte später Mussolini von der Weltpresse gefeiert werden (Material 2) und in EZRA POUND, GABRIELE D'ANNUNZIO und sogar WINSTON CHURCHILL glühende Bewunderer finden.⁷ Der aktuellste Vertreter eines modernen Cäsarismus, Silvio Berlusconi, Gründer der Partei Forza Italia und Eigner eines großen Fußballklubs – Schlachtenbummlerchöre treten an die Stelle von Marschliedern –, fände ohne sein Medienimperium, in dem er sich selbst spiegeln kann, wohl

kaum positiven Niederschlag in der Literatur. Hier herrschen die satirisch kritischen Töne vor. Man darf nicht ohne weiteres hoffen, dass dieser Umstand einem in politischer Hinsicht gereiften Zeitgeist geschuldet ist. Das satirische Langgedicht „Der ferne Kapitalismus“ von TIZIANO SCARPA prangert jedenfalls die Ohnmacht des durch Infotainment und Lustfernsehen entmündigten Massenwählers der Unterschicht an, der dem sich zur Vaterfigur aufspielenden Berlusconi ausgeliefert ist. Scarpa würde vom Alter übrigens der Generation der Neoteriker entsprechen und sein Gedicht erinnert an die Form des kleinen Epos im Werk CATULLS.

Berlusconi scheint, anders als Cäsar und Mussolini, unter den Intellektuellen keine Befürworter zu haben. Als vulgärer *Pater patriae* gibt er sich mit seinen Äußerungen zur eigenen Person (Material 3) noch mehr der Lächerlichkeit preis, als es die Invektiven seiner Gegner tun – und hat trotzdem Erfolg.

Nach zeitgenössischen Bewunderern Mussolinis und Cäsars muss man nicht lange suchen, während ihre Gegner eine ambivalente Eigenschaft der großen Herrscher besonders hervorheben, ihre offenbar schwer zu zügelnde Virilität – eine Facette der Macht, die man auch in den Biographien mancher unserer Politiker (mit bis zu 5 Ehen) entdecken kann.

Wenn Catull mit seiner kunstvoll geäußerten Gleichgültigkeit gegenüber dem Feldherrn den Vorwurf verbindet, er sei ein „verhurter Romulus“ und die unmoralischen Ausschweifungen seiner „Kreaturen“ geißelt, entspricht das der Invektive GADDAS gegen Mussolinis sexuelle Bedürfnisse in dem Traktat „*Eros e Priapo*“ von 1945. Den Phallogentrismus der Führungsgestalten, die auf die geschlechtsspezifische Verführbarkeit der Massen setzen, wirft man auch einem Berlusconi als „*l'uomo phallico*“ vor. Die betreffenden Personen sind aber auch selbst stolz auf ihre Männlichkeit und empfinden entsprechende Seitenhiebe vermutlich eher als bestätigenden Ritterschlag. Mussolini protzt mit der Vergewaltigung eines Bauernmädchens, als wäre es eine Heldentat. So habe er später auch „*Signora Italia*“ genommen. Und Berlusconi gelobt im Wahlkampf sexuelle Enthaltbarkeit, als wäre es ein großes Opfer

und als ginge den Frauen ein unvergleichliches Geschenk verloren. Die Niederlage seines Amtsnachfolgers Prodi wird man in der Presse später als „Rache der Frauen“ titulieren.

Man darf nicht vergessen, welchen Mut es erforderte, einen Mann wie Mussolini als Kopf der faschistischen Kulturbewegung satirisch darzustellen. Gelegentlich werden Schriftsteller hierzulande kritisiert, dass sie sich zu wenig in den politischen Alltag einmischen. Auch wenn die italienischen Intellektuellen in dieser Beziehung recht fleißig sind, solange sie nicht dem organisierten Verbrechen in die Quere kommen, haben sie kaum bedrohliche Repressalien zu erwarten. Catull starb früh, lebte unbehelligt, nutzte die Kraft des freien Wortes im Dienst gesellschaftlicher Freiheit, aber unter AUGUSTUS hätte er zu seinem eigenen Schutz vielleicht einen anderen Ton angeschlagen. Von Cäsar zu dem äußerst musisch und pragmatisch veranlagten Vereinfachungsgenie NERO (O brennendes Rom!) ist es nur ein kleiner Schritt, den Augustus gemacht hat.

Mussolini hatte der Liste von Büchern, die POUND für einen neuen Hochschul-Lehrplan zusammengestellt hatte, PLATONS *Politeia* hinzugefügt. Bekanntermaßen sollten Dichter in Platons Staat keinen Platz haben. Wie lange hätten die Bekenntnisse des Duce zur Freiheit der Kunst noch Gültigkeit besessen, wenn er länger an der Macht geblieben wäre? Und wer kann garantieren, dass ein Berlusconi nicht auf eine zeitgemäßere Art durch die totale Medienkontrolle der freien Meinungsäußerung den Garaus bereiten wird oder sich gar in gegenseitiger Verpflichtung obskure Kräfte zu Diensten macht, um unliebsame Kritiker wie z. B. STEFANO BENNI auszuschalten? Ähnliches ist im Italien der Nachkriegszeit mehrfach passiert.

Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen können die Schülerinnen und Schüler erfahren, dass Dichter und Schriftsteller nicht beliebig zu irgendwelchen Formen und Aussagen finden, sondern in gewissen, ja oft sogar engen und lebensbedrohlichen Grenzen operieren. Kunst erfüllt in den wenigsten Fällen keine politische Funktion. ORSON WELLES zog in seiner Inszenierung des „Julius Cäsar“ von SHAKESPEARE

Parallelen zu Mussolini. CHAPLIN erlebte die Uraufführung seines Films „Der große Diktator“ in New York unter Polizeischutz.

Künstlerische Stellungnahmen müssen bisweilen auch revidiert werden, wie am Beispiel des Liedes „*You're the top*“ von COLE PORTER zu sehen.⁸ Lautete es im Original in einem Vers „*You're the tops, you're Mussolini, you're the tops, you're Mrs. Sweeney*“, als der Westen noch mit der italienischen Spielart des scheinbar verlässlichen und zukunftsweisenden Faschismus des Mussolini liebäugelte, wurde der Text später abgeändert und der Name des italienischen Führers getilgt.

Je delikater der Gegenstand, desto mehr wird Kunst zum Politikum und Künstler tragen politische Verantwortung.

Ein Gegenbeispiel ist EZRA POUND, der bis in die 40er Jahre an einem positiven Verständnis der Person des Duce festhielt und dafür auch persönliche Opfer brachte.⁹ Pound, der seine Cantos im Stil eines *carmen perpetuum* als Dialog mit der Geschichte verstand, war nicht in der Lage, seine Fehleinschätzung Mussolinis zu korrigieren.

Einen Weg der Mitte findet CURZIO MALAPARTE. Er ist der „objektiv“ das Zeitgeschehen erfassende darstellende Schriftsteller, der in einer Mischform aus Journalismus und fiktiver Erzählung versucht, ein Stillbild des im Krieg versinkenden Europa zu zeichnen. Der Ich-Bezogenheit Mussolinis paart sich im diplomatischen Gespräch der noble Gemeinsinn eines hochrangigen Vertreters des britischen Empires. Der Duce, der nur sich selbst anerkennt und sonst keine Vision hat, sagt „Ich!“, der Brite sagt „Wir!“ usw. Die Liste der Standpunkte und Verhaltensweisen, in denen die beiden nicht übereinstimmen, ist lang. Malaparte schien Mussolini durchschaut zu haben. Zum Vorschein kommt wieder der egozentrierte Pragmatismus des Diktators, der anders als der Brite demokratischer Überzeugungen entbehrt. Ob Sozialist oder Kapitalist, der Phänotyp des Machthabers ist der gleiche. Im Kreisen um die eigene Person spielt die politische Position eine nachgeordnete Rolle. Sie unterliegt dem Pragmatismus diktatorischer Zweckerfüllung (vgl. Material 3,5). Nicht der Glaube an ein politisches System, sondern der Glaube an sich selbst und der Drang, die eigene Bedeut-

samkeit unter Beweis zu stellen, bestimmen das Programm. „*L'etat, c'est moi!*“ Daher auch die latente Instabilität eines aus mehreren derartig nach Dominanz strebenden Köpfen gebildeten Bündnisses, wie es ein Triumvirat darstellt.

Das egozentrische Wesen der verglichenen Personen ist End- und Anfangspunkt der kritischen Auseinandersetzung mit dem Problem des Einflusses und der Herrschaft Einzelner. Was bedeutet Demokratie eigentlich? So muss man sich fragen, wenn in Italien ein Berlusconi, in Frankreich ein SARKOZY schalten und walten kann wie ein fleischgewordener Anachronismus? Die Auszüge aus einem Artikel über „Die Erotik der Macht“ greifen das potente „Ich“ der Führerpersönlichkeit, dem der Wählerwunsch eines harmonischen „Wir“ sorgenvoll gegenübersteht, auf und nähren die Diskussion (Material 4).

Was gefährdet Demokratie, wenn Kontrolle über die Medien zur Desinformation führt und die technischen Lügen der Populisten das Wahlvolk in die Irre führen? Die Gefahren sind indes auch subtiler. Wenn etwa die Nachkriegsgeschichte Deutschlands die Entwicklung einer klar gegliederten Parteienlandschaft hin zu einem Vielparteienparlament mit weniger deutlichen Unterschieden politischer Versprechen aufzeigt. Im Wahlkampf wird die Person wichtiger als ihre politische Position. Was bedeutet das für die demokratische Grundausstattung des Wählers, zumal er in der Regel sein politisches Wissen aus zwei Minuten Fernsehunterweisung statt aus gründlicher Journalliteratür bezieht? Der aristotelische Kreislauf der Herrschaftsformen wäre hier nützlicherweise heranzuziehen, um etwaige Zukunftsszenarien durchzuspielen.

Eines steht fest: Wenn das Konzept der „Berlusconitalia“ eine Prüfung wehrhafter Demokratien ist, dann liegt es nicht lediglich in der Verantwortung großer Einzelner, den Rubikon zu überschreiten, sondern vor allem an den Bürgern, sie daran zu hindern.¹⁰

Und weiter gedacht: Italiens Problem mit einem wiedergewählten Staatschef Berlusconi, der sich potenter denn je gibt und sich als vorrangigste Staatsaufgabe die Lösung des eigenen Strafverfolgungsproblems durch gesetzliche Immunitätsklärungen erfolgreich gestellt hat,

anstatt sich einem ordentlichen Gericht zu stellen, ist das Problem des vereinigten Europa; eines Europa, dessen Kampf gegen Korruption, organisiertes Verbrechen angesichts wachsender Depolitisierung seiner Einwohner nur schwer verheimlichen kann, dass es am Scheideweg steht.

Denkt man zuletzt an Forderungen, die Verantwortlichkeit der allgemeinbildenden Schulen hinsichtlich der politisch-gesellschaftlichen Werteerziehung zu erhöhen, so hätte die Fächer Geschichte, Wipo und Latein hierzu einmal mehr einen richtungsweisenden Beitrag geleistet. Gefördert wurde das Gespür für die Belange einer im Grunde stets gefährdeten, nie vollendeten und immer auf dem Prüfstand stehenden Demokratie.¹¹ Geweckt wurde der Sinn für die Notwendigkeit eines abgeklärten historischen Blickes. Noch ist der Rubikon nicht überschritten. Noch gibt es ein Zurück.

Anmerkungen:

- 1) Einen aktualisierenden Zugang sehen wir etwa in der Ausgabe „De bello Gallico“ von Glücklich, Stuttgart 2. Aufl. 1987, der den politischen Kampf um das Konsulat in Form von Zeitungsartikeln an den Anfang seiner Einleitung stellt.
- 2) Zum Vergleich die kürzeste Regierungsperiode in Dänemark: 189 Tage, das allerdings mitten im Krieg, als die Gymnasiasten in Deutschland ihr „Notabitur“ schrieben.
- 3) Dickie, John: Cosa Nostra – Die Geschichte der Mafia, Frankfurt a. M., 2006.
- 4) Schon M. Annaeus Lucanus (39-65) stellte Cäsar als kaltherzigen, ebenso gesetzlosen wie herrschsüchtigen Menschen dar.
- 5) Zweck: Beweis der Legitimität des eigenen Herrschaftsanspruchs. Vgl. etwa Kim Il Jong, Saddam oder andere Diktatoren, die sich mal in der Pose des idealen Bauarbeiters gefallen, bald als erfolgreichen Fischer, bald als den perfekten Soldaten darstellen lassen! Der Herrscher ist ein Mann aus dem Volk und für das Volk.
- 6) Ferrajoli, Luigi: Justiz, in: Berlusconi Italien – Italien gegen Berlusconi (hg. Friederike Hausmann), Berlin 3 2003, 88-107.
- 7) Igor Strawinsky etwa 1930 in Italien auf einer Pressekonferenz: „Ich glaube nicht, dass irgendwer Mussolini mehr verehrt, als ich es tue. Für mich ist er der einzige Mann, auf den es heutzutage in der ganzen Welt ankommt. Ich verspüre ein brennendes Verlangen, Ihrem Duce zu huldigen.

Er ist der Retter Italiens und – hoffentlich – Europas.“ Immerhin hatte Mussolini das Treiben der sizilianischen Mafia stark eingedämmt.

- 8) Vgl. „Tanz den Mussolini“ von der Gruppe DAF als neuere, aber oft missverstandene Absage an jegliche Form von Faschismus!
- 9) In diesem Zusammenhang kann ein weiteres Beispiel für die Wichtigkeit eines wachen geschichtlichen Bewusstseins angeführt werden, nämlich die eisernen Freiluft-Käfige in dem Pisaner Straflager, wo Pound 1945 inhaftiert war. So sind auch die Gefangenen in Guantanamo Bay auf Kuba untergebracht.
- 10) www.heise.de/tp/r4/artikel/7/7710/1.html und www.goedartpalm.de/berlusconi.htm!
- 11) Hiermit ist ausdrücklich auch die eigene gemeint, wenngleich Deutschland bisweilen etwas verächtlich auf den Zustand der Demokratien anderer Länder herabschaut. Korruption, Populismus und dämmliches Wählerverhalten aber gibt es auch hier. Wehrhaft zu sein bedeutet nicht automatisch stark und gegen Verführung immun zu sein.

Material 1

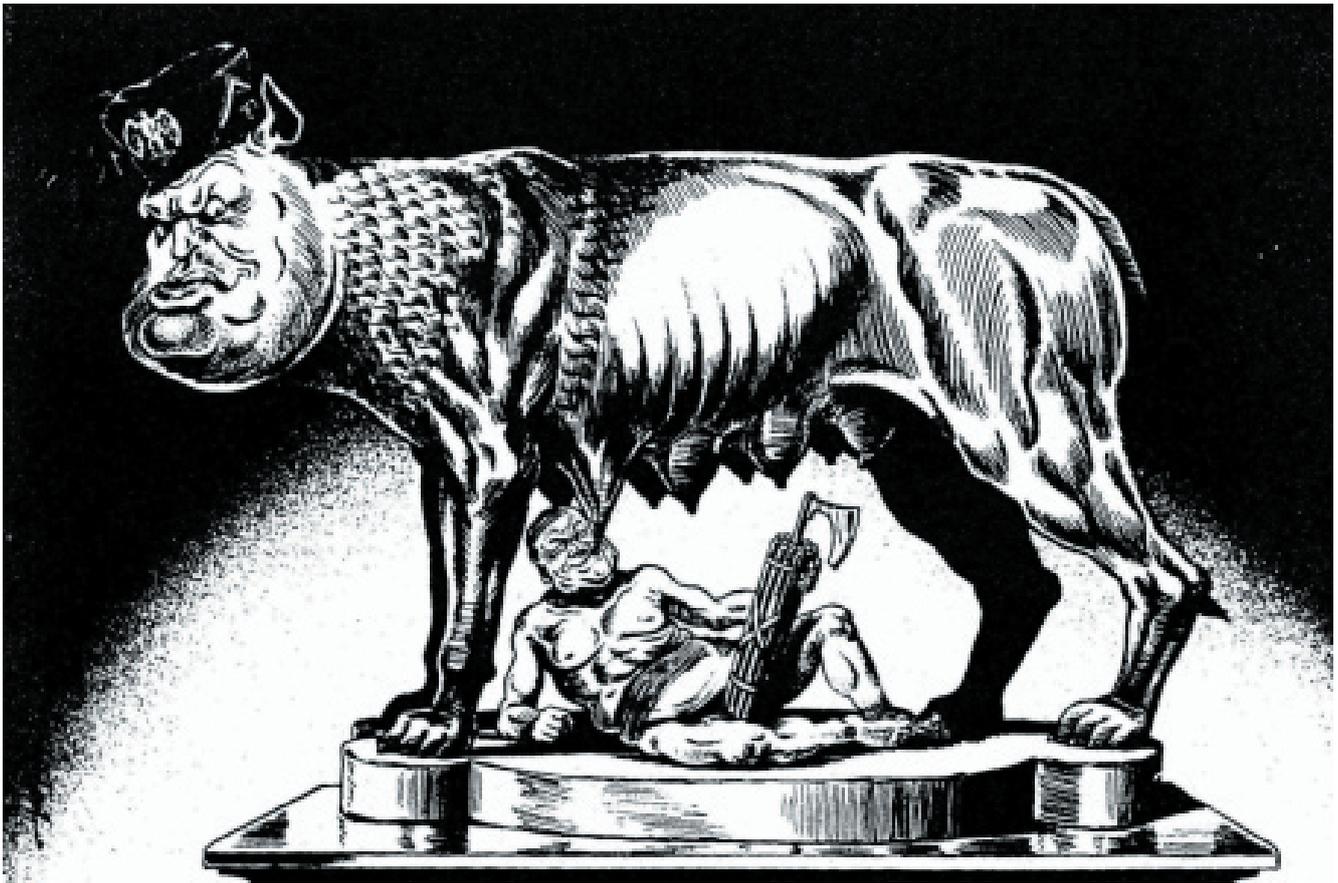
siehe Abb. auf der rechten Seite,
The Independent, 2001

Material 2

1. „Mussolini ist der moderne Cäsar, der Napoleon des Jahres 1926.“ New York Herald Tribune, 1926
2. „Es wird immer offensichtlicher, dass wir in unseren Lebtagen Zeugen einer weiteren Revolution im globalen Denken sind, einer Revolution, die von dem unermüdlichen und fruchtbaren Genie Mussolinis ausgelöst wurde.“ Daily Mail (London), 1926
3. „Mussolinis Taten grenzen an ein Wunder.“ Morning Post (London), 1926

Material 3

1. „Im Wahlkampf werden wir nicht über Programme diskutieren, denn das bringt keine Stimmen.“ 4. März 2001
2. „Durch mein politisches Engagement hat sich mein Gehirn so stark vergrößert, dass kein Platz mehr für meine Haare blieb.“ 19. April 2002
3. „Dass ein mafïöser Wind weht, wäre mir nicht aufgefallen ... Sei es wegen des Fernsehens, sei es wegen des Milan. Die Stadt hat mich wirklich adoptiert, auf der Straße, in den Geschäften, im Fußballstadion grüßen mich die Leute, sie lächeln mir zu, sie gratulieren mir und klatschen Beifall.“ Vor der Wahl im Mai 2001



4. „In den letzten zehn Jahren hat in Italien ein Bürgerkrieg stattgefunden. Die ausländischen Journalisten wollen nicht zur Kenntnis nehmen, dass von einem Teil der Justiz eine ganze politische Klasse weggefegt wurde, die die Demokratie und den Westen repräsentiert. Die Justiz ist illegitimweise zu politischen Zwecken missbraucht worden.“ In einem Interview mit Bruno Vespa
5. „Was das Soziale angeht, bin ich links. Was das Wirtschaftliche angeht, bin ich in der Mitte. Und was meinen Stolz angeht, so bin ich Italiener.“ 10. Mai 2002
6. „Ich bin ein aufrichtiger, sehr direkter und offener Mensch. Ich schätze klare Verhältnisse, da sie meinem sonnigen Wesen entsprechen.“ 2001
7. „Wir werden keinerlei, wirklich keinerlei Einschränkungen unserer Souveränität hinnehmen. Es gibt kein Europa ohne Italien.“ Anfang 2002
8. „Ich leide unter Überlegenheitswahn: Ich bin reich, weil ich schon immer gearbeitet habe und das Geld mir redlich verdient habe. Ich habe 40 Millionen Menschen einen Arbeitsplatz verschafft und bezahle täglich drei Millionen Steuern.“ Juni 1999
9. „Ich habe mich entschlossen, das Spielfeld zu betreten und mich der öffentlichen Sache anzunehmen, weil ich nicht in einem illiberalen Land leben will, das von unreifen Kräften regiert wird

und von Männern, die fest verknüpft sind mit einer politisch und ökonomisch bankrotten Vergangenheit.“ 26. Januar 1994

10. „Auf der Weltbühne gibt es niemanden, der einen Vergleich mit mir wagen könnte.“ 7. März 2001 (Aus: Berlusconi's Italien – Italien gegen Berlusconi; Anm. 6)

Material 4

1. „48-mal hat Sarkozy ‚ich‘ gesagt, als er vor drei Wochen seine ersten Neujahrsgrüße live aus dem Elysée-Palast verschickte. Kein Wunder, dass die Angst umgeht, ihm könnte das große, nationale Wir abhanden kommen.“
2. „Frankreich, das Land der Revolution, die Geburtsstätte der Menschenrechte und der modernen Demokratie, gerät unter Sarkozy ins Fahrwasser einer bizarren Form der Restauration.“
3. „Es geht dabei (bei der Selbstinszenierung eines popstargleichen Politikers; Anm. d. Verf.), wer wollte es leugnen, um Attraktivität, die mit Politik wenig, mit Sex aber viel zu tun hat. Es geht, bei Sarkozy, bei Berlusconi, bei Blair, immer auch um die Erotik der Macht, ihren irisierenden Mehrwert, ihre geheimnisvolle Kraft, die in die Psyche des Menschen hineinfasst. Kein Mensch kann dies allein liefern, deshalb leihen sich die

Führer Glanz und Gloria bei den Showgrößen ihrer Welt, und sie stellen sich möglichst in ihre Nähe, um möglichst viele Strahlen vom Ram-

penlicht abzubekommen.“ (Aus: Die Erotik der Macht, Fichtner, Ulrich und Simons, Stefan, in: Spiegel 4/08, 92-105.)

Tafelbild

Vergleich A

(aus dem Geist des Nationalismus)

Cäsar
Alexander d. Gr.
Napoleon

- versch. Nationalitäten
- Vergleich aus dem Geist des 19. Jhdts.; Militarismus, Imperialismus und Nationalismus
- isolierte Nationalstaaten
- vordemokratisch
- verherrlichende Grundhaltung
- Verehrung
- Im Fokus schicksalhafter Größe
- positive Züge werden herausgearbeitet, als Mittel der Geschichtsschreibung
- Nationalismus verstellt den Blick auf die negativen Seiten der Diktatur
- Größe bedingungslos anerkannt

Vergleich B

(demokratische Pflicht)

Cäsar
Mussolini
Berlusconi

- Römer bzw. Italiener
- Vergleich aus der Sicht des modernen Europa; Streben nach Frieden, Ausgleich und Gemeinschaft
- Europäische Union
- demokratisch
- kritische Grundhaltung
- kritische Distanz (Verspottung)
- Im Fokus das Problem der Übergröße
- negativ-lächerliche Züge herausgestellt, mit dem Mittel der Satire/der Karikatur
- demokratisches Bewusstsein und geschichtl. Erfahrungen entdecken neg. Eigenschaften der Übermacht Einzelner
- Größe immer auf dem Prüfstand (wehrhafte Demokratie, Wahlen)

Fazit: Beide Vergleiche sind nur aus ihrer jeweiligen geschichtlichen Bedingtheit heraus zu verstehen. Der Vergleich A ist überholt und bringt gegenüber dem Vergleich B keinen aufklärerischen Nutzen für die Ausbildung einer heute notwendigen demokratischen Grundhaltung.

FRANK OBORSKI, Flensburg

Besprechungen

Ulrich Fellmeth: *Pecunia non olet. Die Wirtschaft der antiken Welt*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2008, 192 Seiten, EUR 39,90 (ISBN 978-3-534-20840-1).

Eines der bekannteren „geflügelten Worte“ aus der Antike ist *pecunia non olet* (Geld stinkt nicht),¹ das ULRICH FELLMETH als Titel und markanten Aufhänger für sein Buch über die antike Wirtschaft wählt. Obwohl an Darstellungen und Untersuchungen zur Thematik nicht unbedingt ein Mangel herrscht,² ist es ein vorrangiges Interesse des Verfassers, zu zeigen, inwiefern die Menschen der Antike „als Gestalter der Wirtschaft“, als „Wirtschaftssubjekt“ (S. 8) tätig gewesen sind. Sicherlich mangelte es in der Antike im Gegensatz zur gegenwärtigen Situation an ökonomischen Theorien, gleichwohl darf aber konstatiert werden, dass die Menschen damals sehr wohl den Wirtschaftsprozess beeinflussten. Den „Schnittpunkt zwischen Wirtschaftsprozess und Wirtschaftssubjekt“ (S. 9) zu untersuchen, ist ein weiterer Grund für die Ausführungen Fellmeths. In ähnlicher Richtung äußert er sich einige Seiten später nochmals: „In unserer Absicht, auch die bewusste Steuerung der Wirtschaft durch einzelne Menschen zu rekonstruieren, stoßen wir bei der Auswertung der Papyri immer wieder an Grenzen ...“ (S. 12). Vergleichbar ist auch folgende Aussage: „In diesem Buch möchte ich doch gerade zeigen, dass antike Menschen an der Wirtschaft gar nicht so desinteressiert waren, wie das oft behauptet wird.“ (S. 130) Auch im Schlusskapitel schimmert die Intention Fellmeths nochmals klar durch: „Die Sammlung von Fallbeispielen in diesem Buch konnte – so hoffe ich – zeigen, dass die Wirtschaft in der Antike einen nicht unbedeutenden Bereich der alltäglichen Lebenspraxis dargestellt und dass sich die Wirtschaft in der Antike durchaus entwickelt hat.“ (S. 173) Behält man diese Ansätze im Blick, so stellt das Werk des Verfassers nicht nur wieder eine weitere Darstellung zur antiken Wirtschaft dar, sondern bringt auch innovative und neue Gedanken sowie Erkenntnisse.

Ulrich Fellmeth behandelt in seinem Buch immerhin einen Zeitraum von mehr als 1200

Jahren, von den Zeiten HOMERS beziehungsweise dessen Helden in der *Ilias* und *Odyssee* bis hin zur Spätantike. Notgedrungen können die skizzierten Aspekte und die untersuchten Quellen nur eine Auswahl darstellen. Dabei ist dem Autor eine lesenswerte Darstellung gelungen, in der auf Anmerkungen verzichtet wird. Ob die „Literaturauswahl zu den einzelnen Kapiteln“ (S. 188f.) hier einen adäquaten Ersatz schafft, mag der Leser selbst beurteilen. Stattdessen werden aber die Stellen der antiken Autoren, die in deutscher Übersetzung präsentiert werden, genau genannt, so dass ein problemloses Nachschlagen möglich ist. Die Gliederung des Buches folgt der oben skizzierten Chronologie: Archaisches Griechenland (S. 19-30), klassisches Griechenland (S. 31-58), Hellenismus (S. 59-79), römische Republik (S. 80-119) und Kaiserzeit (S. 120-172). Innerhalb dieser Großkapitel werden oft mittels Personen ausgewählte Gesichtspunkte der Wirtschaft thematisiert. So wird beispielsweise anhand von HESIODS Werk „Werke und Tage“ die archaische Wirtschaft Griechenlands aus der Sicht der unteren Schichten beleuchtet (S. 25-30). Oder PASION dient als Aufhänger, um das Bankenwesen und die Bankiers in Athen vorzustellen (S. 39-43). CATO der Ältere bildet ein Beispiel für einen wirtschaftsfeindlichen, aber geschäftstüchtigen Römer der Republik (S. 86-92).

Neben der obligatorischen Einleitung (S. 7-9) und dem Schlussteil (S. 173-178) finden sich neben den bereits erwähnten Großkapiteln zwei eher hinführende Kapitel. An dieser Stelle (S. 10-12) werden zum einen in aller Kürze die relevanten Quellengattungen, also Archäologisches, Inschriften, Münzen, Papyri und vor allem die literarischen Quellen als „wichtige Basis für diese Untersuchung“ (S. 12) angeführt. Zum anderen wird die Einstellung antiker Philosophen zur Wirtschaft aus moralischer Sicht ausgeleuchtet (S. 13-18). Die Ablehnung von Handwerk, Arbeit und auch Handel wird deutlich. Hier findet sich auch die häufig zitierte CICEROSTELLE aus dem Werk *De officiis*.³ Fellmeth bezieht in diesem Kontext klar Position, indem er die Ablehnung der Erwerbswirtschaft durch die Philosophen als

„dogmatische Sackgasse“ (S. 17) tituiert, zumal ja jeder die ökonomische Realität vor Augen hatte (vgl. S. 18).

Ulrich Fellmeth gelingt es überzeugend darzulegen – gleichsam als roter Faden –, wie sich die Wirtschaft in der Antike entwickelt hat: von der *oikos*-Wirtschaft über die *polis*-Wirtschaft bis hin zur Staatswirtschaft, die er sehr detailliert am Beispiel des ptolemäischen Ägypten vorstellt (S. 59-79). Wichtig ist es ihm aber auch, die zeitgleiche Existenz der genannten Wirtschaftsformen zu betonen, und dies selbst noch im 3. Jahrhundert (S. 176). In den jeweiligen Unterkapiteln werden die (literarischen) Quellen in vernünftiger Art und Weise als Basis für die Bemerkungen herangezogen. Damit ist es natürlich verständlich, wenn beispielsweise im Abschnitt „Xenophon – Ansätze zu einer Wirtschaftspolitik in Athen?“ (S. 47-58) dessen Schrift *poroi* dominiert. Auch macht es Sinn, im Zusammenhang mit der Ausplünderung der Provinzen durch römische Beamte als Beispiel VERRES zu nehmen, der allerdings „zu den selbst in Rom als skandalös empfundenen Auswüchsen“ (S. 106) gehörte. Als Quelle dienen – trotz aller Subjektivität – die Reden CICEROS gegen Verres. Abgesehen von den antiken Autoren werden auch Papyri (so S. 70, 73, 143), Inschriften (S. 135, 148, 171) und archäologische Quellen zitiert. Letztere kommen vor allem im Abschnitt zur „Selbstdarstellung römischer Handwerker und Händler in Inschriften und Bildern“ (S. 143-152) zum Tragen. Hier finden sich dann auch sinnvoll die Abbildungen der Grabsteine, auf die im Text eingegangen wird. 13 Abbildungen, vier Grafiken (S. 46: Vermögen von Demosthenes' Vater; S. 139: Silbergehalt beim Denar; S. 160: Art und Umfang der landwirtschaftlichen Betriebe; S. 162: Teilpacht und Geldpacht) und zwei Tabellen (S. 44: Vermögen von Demosthenes' Vater; S. 46: Vermögen des Stratokles) illustrieren durch ihre Anschaulichkeit die Aussagen des Textes.

An mehreren Stellen seines Buches setzt sich Fellmeth mit Forschungsmeinungen auseinander (so S. 48f.: Einwände gegen eine athenische Handelspolitik; S. 52: durchdachte Fiskalpolitik der *poleis*; S. 110: gegen JOCHEN BLEICKENS Behauptung, Sachliteratur zur Landwirtschaft sei wenig vorhanden). Demgegenüber vertritt der

Autor dezidiert seine eigene Meinung (u. a. S. 55: Wirtschaftspolitik war in der Antike denkbar; S. 77 und 78: stringente Wirtschaftspolitik in Ägypten; S. 124f.: für den ökonomischen Charakter von Dienstleistungen, auch in den Städten der Antike). Wenn man sich mit Positionen in der Forschung befasst, bleibt es nicht aus, dass diese in Verbindung mit Namen gebracht werden. Fellmeth zitiert oft wörtlich Meinungen von Forschern zu Fragen der antiken Wirtschaft (u. a. S. 61: JOHANN GUSTAV DROYSEN; S. 72 und 77: MICHAEL ROSTOVTZEFF mit dem Begriff *homo oeconomicus*, der sich in der Überschrift des Schlusskapitels bei Fellmeth findet; S. 77, 78, 79, 87: FRITZ HEICHELHEIM; S. 77 und 78: HANS KLOFT; S. 82: THOMAS PEKÁRY; S. 101f.: THEODOR MOMMSEN; S. 102: KARL CHRIST; S. 104: MANFRED FUHRMANN; S. 110: ALFRED HEUSS; S. 110: JOCHEN BLEICKEN). Hier ist es allerdings störend, dass nicht die genauen Fundstellen angegeben werden, für THOMAS PEKÁRY zum Beispiel der Verweis auf die Seite 80.⁴ Ebenfalls fehlen im Buch konkrete Querverweise, obgleich einige Sachverhalte doppelt oder mehrfach angesprochen werden.

Einen großen Reiz auf Historiker üben stets kontrafaktische Szenarien aus, obgleich es eigentlich obsolet sein sollte, dieses „was, wäre wenn“ zu untersuchen. Auch Ulrich Fellmeth kann sich dieser Versuchung nicht ganz entziehen, indem er „noch ein Wort zu der umstrittenen Frage“ sagt, „wie erfolgreich denn die Ackerreform der Gracchen gewesen wäre, wenn sie hätte realisiert werden können.“ (S. 101) Im Zusammenhang mit Zahlungen des ägyptischen Königs PTOLEMAIOS XII. AULETES an POMPEIUS und CAESAR (wohl 6000 Talente), beweist Fellmeth auch Humor, indem er schreibt: „Dieses Geld hatte Auletes zwar gerade nicht in der Portokasse, aber es gab da ja die römischen Geldleute ...“ (S. 107)

Fehler und Ungereimtheiten (so S. 117 die Trennung „Gut-sherrn“ oder S. 160 die Schreibweise „Länderein“) sind sehr selten und fallen nicht ins Gewicht. Die Werke des Tacitus fehlen bei den literarischen Quellen (S. 179-182); Tacitus ist im Übrigen auch im Register nicht zu finden (S. 190-192).

Alles in allem hat Ulrich Fellmeth eine sehr lesbare Darstellung zur antiken Wirtschaft vor-

gelegt, die mit Gewinn von (Alt-)Historikern, Altphilologen, aber auch von Wirtschaftswissenschaftlern in Schule und Universität zu nutzen ist. Wer sich noch weiter mit Themen der antiken Wirtschaft befassen möchte, sei auf die ausgewählte Literaturliste bei Fellmeth (S. 182-188) verwiesen.

Anmerkungen:

- 1) Zitiert nach Suet. Vesp. 23,3; dazu Fellmeth in seinem Buch, S. 7.
- 2) Immer noch unverzichtbar M. Rostovtzeff, Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich, 2 Bände, Leipzig 1929; ders., Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte der hellenistischen Welt, 3 Bände, Darmstadt 1955; T. Pekáry, Die Wirtschaft der griechisch-römischen Antike, Wiesbaden 1979; H.-J. Drexhage / H. Konen / K. Ruffing, Die Wirtschaft des römischen Reiches (1. – 3. Jahrhundert), Berlin 2002.
- 3) Cic. off. 1,150f.; bei Fellmeth, S. 18 Angabe des Kapitels (1,42).
- 4) T. Pekáry, Die Wirtschaft der griechisch-römischen Antike, Wiesbaden 1979, S. 80: „Es ist bekannt, daß während und nach den Kriegen die Bevölkerung einzelner Städte oder auch ganzer Gebiete mit Ausnahme der Alten und sonst ‚Unbrauchbaren‘ zu Sklaven gemacht und nach Italien verschleppt oder verkauft wurde. Die Zahlen sind eindrucksvoll. Hier einige Angaben: im Jahre 209 aus Tarent 30000 Sklaven, 177 aus Sardinien 1700, 167 aus Epirus 150000 (!), 146 aus Karthago 50000.“; zitiert bei Fellmeth, S. 82.

MICHAEL MAUSE, Arnsberg

K.-H. Leven: *Geschichte der Medizin. Von der Antike bis zur Gegenwart*. Verlag: C. H. Wissen. München 2008. EUR 7,90 (ISBN 978-3-406-56252-5).

Der Freiburger Medizinhistoriker KARL-HEINZ LEVEN (L.) legt in seinem Bändchen: „Geschichte der Medizin. Von der Antike bis zur Gegenwart“ ein sehr informatives Opusculum vor, das auf knappem Raum einen gut lesbaren Einblick in die Geschichte der Medizin gewährt. Nach der gehaltvollen Einleitung, in der L. kurz auf die Geschichte seines Faches eingeht und die aktuelle Situation der Medizingeschichte darstellt (7-8), erläutert er im folgenden Kapitel: „Geschichte(n) der Medizin“ (9-12) sein Verständnis von Medizin und beschreibt die Aufgaben der

Medizingeschichte. Dabei wird betont, dass als Leitdisziplin des Universitätsfaches „Medizingeschichte“ die neuzeitliche Geschichtswissenschaft ist. L. orientiert sich dabei an der von JORDAN (S. Jordan [Hrsg.]: Lexikon Geschichtswissenschaft: Hundert Grundbegriffe. Stuttgart 2002, S. 104) vorgelegten Definition, wonach Geschichte „nicht ein maßstabgerecht verkleinertes Modell der Vergangenheit, sondern ein mentales Phänomen“ ist, „nämlich präsenste und relevante Vergangenheit in narrativer Struktur mit erklärendem und sinnstiftendem Charakter.“ Nach L. ist die Medizingeschichte ein „Instrument zur Wahrnehmung der sozialen Dimension der Heilkunde“ (12).

In den folgenden vierzehn Kapiteln beschränkt sich L. aufgrund des knapp bemessenen Raumes auf wesentliche Aspekte der jeweiligen Epochen der Medizingeschichte. So umfasst das erste Kapitel „Heilkunst und Heilkult: Medizin in der Antike“ (13-24) gerade einmal 12 Seiten. Dabei wird der Zeitraum des Alten Ägypten bis zum Ende des byzantinischen Reiches abgedeckt. Selbstverständlich muss L. auf viele interessante Details und Autoren verzichten; so sucht man Namen wie CELSUS, SORANUS oder OREIBASIOS vergeblich. Wer sich für diese Autoren interessiert, sollte mit großem Gewinn auf das ebenfalls von L. herausgegebene Lexikon zur antiken Medizin zurückgreifen (K.-L. LEVEN [Hrsg.]: Antike Medizin. Ein Lexikon. München 2005). Vielmehr versucht der Verfasser die Grundzüge und Leitideen der antiken Medizin zu erläutern und deren Aktualität zu vermitteln. Überhaupt trachtet L. stets danach, Gegenwartsbezüge herzustellen, eine Vorgehensweise, die dem Leser die Lektüre erleichtert und ihm die große Bedeutung von Medizingeschichte klar zu machen versucht. Natürlich prüft L. mit voller Berechtigung das *Corpus Hippocraticum* und betont die bestehende Diskrepanz zwischen einem historischen HIPPOKRATES und dem idealisierten Hippokrates. Er geht auf die Quellenlage des hippokratischen Texte ebenso ein wie auf die vielschichtige Rezeption des berühmten Arztes von Kos. L. erklärt die Etymologie des Begriffes Arzt (abgeleitet aus griechisch archiatros/Erzarzt, Titel für antike Hofärzte, 15) und gibt Beispiele für die medizinische Terminologie. Aus der Sicht der Klassi-

schen Philologen wird erfreulicherweise auch die immense Bedeutung der Alten Sprachen für die medizinische Terminologie betont: „Latein und Griechisch sind ihrer Eindeutigkeit wegen geeignet, als Gerüst für die Fachsprache zu dienen, die an die lebenden Weltsprachen, insbesondere Englisch, anschlussfähig ist“ (15).

Im nächsten Kapitel erfährt der Leser Erhellendes über die Medizin im Islam (24-28). Die große Bedeutung von christlichen, jüdischen und muslimischen Ärzten und Gelehrten wie HUNAIN IBN ISHAY (809-873), RHAZES (850-923) und AVICENNA (980-1057) wird ebenso angesprochen wie die Themenbereiche Scharia, Medizin und Moderne. So macht L. auf die Tatsache aufmerksam, dass moderne Interpreten der Scharia Stellung zu Fragen des Hirntodes, des Schwangerschaftsabbruches und der In-vitro-Fertilisation beziehen. Der Leser wird auch über neueste Meinungsäußerungen von Vertretern der Al-Azhar-Hochschule in Kairo in Bezug auf die weibliche Beschneidung in Kenntnis gesetzt. Im Anschluss an dieses Kapitel folgen die Abschnitte Mittelalter (28-36), Renaissance (36-46) und Aufklärung (46-50), wobei die wichtigen Begriffe erklärt und bedeutende Errungenschaften vorgestellt werden. Durch Rück- und Vorverweise erhalten die einzelnen Abschnitte eine klare Einordnung in die Geschichte der Medizin und erleichtern die Lektüre. Im Kapitel „Wende zur Naturwissenschaft – Medizin im 19. Jahrhundert“ (50-60) werden medizinische Konzepte nach 1800 vorgestellt und die immense Bedeutung der Naturwissenschaften für die damalige Medizin hervorgehoben. Auch auf wichtige Forscherpersönlichkeiten geht L. kurz ein, etwa auf ROBERT KOCH und LOUIS PASTEUR. Fehlen dürfen selbstverständlich nicht Angaben zum Frauenstudium (54f.). Als fortschrittlich in Deutschland kann das Badische Kultusministerium gelten, als es um 1900 erstmalig Studentinnen den Besuch von Veranstaltungen der medizinischen Fakultät gestattete. Sehr lesenswert sind vor allem die Ausführungen von L. zum Antisemitismus, zur Eugenik und zur Rassenhygiene (57ff.). Hier werden die Grundlagen geschaffen, um schließlich die Medizin im Nationalsozialismus (60-68) verstehen zu können. Nach den Erkenntnissen,

die L. gesichtet hat, waren 45 % der Ärzte (und 20% der Ärztinnen) Mitglieder der NSDAP. L. problematisiert die vielfältigen Beziehungen zwischen Ärzten und NS-Ideologie. Von großem Interesse ist auch die Lage der jüdischen Ärzte unter dem Naziregime. So hat der Freiburger emeritierte Medizinhistoriker EDUARD SEIDLER das Schicksal der jüdischen Kinderärzte sorgfältig untersucht (E. S., Jüdische Kinderärzte 1933-1945. Entrechtet – geflohen – ermordet. Erw. Neuauflage Basel/Freiburg 2007). L. erweist sich als Spezialist für die Geschichte der Medizin nach 1933 in Deutschland. Nicht nur das Studium einschlägiger Akten und wissenschaftlicher Literatur befähigen ihn dazu, sondern auch seine zeitweilige Tätigkeit am militärgeschichtlichen Institut in Freiburg. Wer sich mit Fragen der NS-Ideologie und Medizingeschichte befasst, sollte diese Seiten unbedingt lesen. Nur ausnahmsweise gab es öffentliche Proteste von Seiten der Ärzte gegen die Maßnahmen der Nationalsozialisten. So äußerte sich der Freiburger Pathologe FRANZ BÜCHNER (1895-1991) in einer öffentlichen Rede vor 1000 Hörern gegen die von den Nazis durchgeführte „Vernichtung lebensunwerten Lebens“, allerdings sprachlich und stilistisch getarnt (65).

Die folgenden Kapitel sind eher thematisch angeordnet als chronologisch, ein Prinzip, das in den bisher beschriebenen Kapiteln maßgebend war. Nach Fragen der Biomedizin (68-73) wendet sich L. der Geschichte der Seuchen zu, ein Bereich, in dem er sich durch seine Habilitationsschrift ausgewiesen hat (K.-H. LEVEN, Die Geschichte der Infektionskrankheiten. Von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Landsberg 1997). Thematisiert wird nicht nur die Pest bei THUKYDIDES (Peloponnesischer Krieg Buch 2, Kap. 47-54) und in anderen Epochen, sondern auch die Verbreitung der Pocken und anderer Infektionskrankheiten durch die Spanier in der Neuen Welt. Ob allerdings die These L.s stimmt, die Ausrottung der Indianer (folgender Begriff wird in der Regel bevorzugt: der indigenen Bevölkerung, um den pejorativen Ausdruck zu vermeiden), sei nicht geplant gewesen (77), ist umstritten. Die nächsten Kapitel: „Alternative Medizin“ (87-93), „Wunderheilung“ (93-99), „Humanexperimente“ (99-104) bieten zahlrei-

che interessante Informationen, greifen aktuelle Themen auf und liefern Erkenntnisse über die historischen Entwicklungen. Das Kapitel: „Hippokratischer Eid, Nürnberger Kodex und Genfer Gelöbniß“ (105-111) zeigt, wie eng ganz unterschiedliche Epochen der Medizingeschichte unter einem Gesichtspunkt betrachtet werden können. Gleichwohl hätte man als Leser den Text des hippokratischen Eides im Kapitel über die antike Medizin erwartet. Der Leser erfährt indes, dass die amerikanischen Ankläger im Nürnberger Ärztoprozes (1946/1947) ganz offensichtlich den Text des Hippokratischen Eides nicht genau kannten, denn über ein Hauptdelikt des Prozesses – Menschenversuche ohne Einwilligung der Betroffenen – gibt es im antiken Text keine Aussage (105). Damit erwies sich der Hippokratische Eid für das Gericht als unbrauchbar. Das letzte Kapitel erörtert den „Status des Embryos und den Schwangerschaftsabbruch“ (111-118) und bietet eine gesicherte Grundlage, um an der aktuellen Diskussion teilnehmen zu können. Auch hier zeigt sich die methodische Vorgehensweise des Verfassers, dass immer wieder aktuelle Diskussionen mit Positionen der gesamten Medizingeschichte in Bezug gesetzt werden können. Nach dem Fazit (119-120) enthält der Band ein Literaturverzeichnis, das wichtige Nachschlagewerke, Hinweise auf Quellen und Spezialliteratur enthält.

Insgesamt bietet das Buch sehr viele interessante Details der Medizingeschichte und gleichzeitig nachvollziehbare Einblicke in die verschiedenen Epochen und deren herausragende Themen, ohne sich in Einzelheiten zu verstricken. Ganz stringent ist das Ordnungsprinzip nicht, denn wie bereits erwähnt orientiert sich L. zunächst an der Chronologie, im zweiten Teil des Buches eher an thematischen Gesichtspunkten. Sinn für Humor beweist der Verfasser, wenn er schreibt: „In einer rituell geregelten Prozedur (geschüttelt, nicht gerührt) waren die Heilmittel in aufeinanderfolgenden Schritten (...) mit Lösungsmitteln zu verdünnen“ (91). Offensichtliche Fehler konnten nicht beobachtet werden, allerdings finden sich zwei sich widersprechende Lebensdaten für den orientalischen Arzt RHAZES (S. 26: 850-923; S. 81: ca. 865-925). Die Lebensda-

ten sind sehr unsicher tradiert, die verschiedenen Publikationen liefern sehr konträre Angaben. Im Gegensatz zu manchen anderen Medizingeschichten ist das Opus flüssig verfasst, regt zur vertieften Beschäftigung mit bestimmten Themen an und zeigt die große Belesenheit des Verfassers. Dem Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Homer. Ilias. Übertragen von Raoul Schrott. Kommentiert von Peter Mauritsch, München (Hanser) 2008, EUR 34,90 (ISBN 978-3446230460).

RAOUL SCHROTT (S.), Literaturwissenschaftler und Komparatist in Innsbruck, hat mit seinen Thesen zu HOMER und der *Ilias* eine Diskussion entfacht, die nicht nur die Fachwelt herausfordert. Man darf, wenn man so will, von einer Sensation sprechen, die einen vielfältigen Niederschlag in der Presse (Frankfurter Allgemeine, Neue Zürcher Zeitung, Süddeutsche Zeitung und Leserzuschriften) gefunden hat. Einwände werden in diesen Beiträgen von kompetenten Fachleuten wie JOACHIM LATACZ, BARBARA PATZEK, WALTER BURKERT, PETER FUNKE, MANFRED LOSSAU, STEFAN REBENICH und KURT FLASCH vorgetragen. S. geht in einer längeren Einleitung zu seiner *Ilias*-Übersetzung (die er Übertragung nennt) davon aus, dass es sich „bei der *Ilias* um die um 660 v. Chr. entstandene eigenständige Ausarbeitung eines auf Zypern kursierenden Sagenstoffes handelt, der den Krieg zwischen Griechen und Trojanern zum Inhalt hatte“. Die *Kypria* (Kyprien), die Vorgeschichte der *Ilias*, gehen nach S. auf Auseinandersetzungen in der Bronzezeit zwischen Achaiern und Hethitern im Westen Kleinasien zurück. Die hethitische Überlieferung enthält, wie DENYS L. PAGE (*History and the Homeric Ilias*) 1959 gezeigt hat, ein Maximum an Tatsachen für den geschichtlichen Gehalt des *Ilias*-Epos. Wir haben es zweifellos mit einem weiten Einzugsgebiet zu tun, der auf den Sagenkreis der *Ilias* eingewirkt hat. So begegnet der Lydier Glaukos auf dem Schlachtfeld vor Troja dem Argiver Diomedes (*Ilias* 6,119-236). Mit weiteren Einwirkungen aus dem Vorderen Orient ist zu rechnen. Zypern, Kleinasien und der Vordere Orient hatten zweifellos prägenden Einfluss auf die frühe griechische Kultur. Eine

Geschichte der ägäisch-anatolischen Bronzezeit bildet einen Schwerpunkt der derzeitigen Forschung und dürfte zu neuen Erkenntnissen führen. S. insistiert darauf, „daß Homer eine Vielzahl von zentral- und osttürkischen Mythen, levantinischem Volksgut und dem Zweistromland entstammenden Epentexten aufarbeitete“. Der Text wurde dann, was unbestritten ist, in einer von den Phoeniziern übernommenen und fortentwickelten Alphabetschrift abgefasst. S. setzt allerdings voraus, dass der Dichter Homer mehrere Sprachen lesen und schreiben konnte. Homer wird allerdings bei Schrott zu einem griechischen Schreiber in Kilikien, der in assyrischem Staatsdienst stand und die Aufgabe hatte, assyrische Annalen abzufassen. Das Epos, Homers Ilias, verrät nach S. einen vielfältigen „Bezug auf eine in der Antike traditionsträchtige Region“, nämlich auf „das Zypern benachbarte Kilikien“. Den Schauplatz der Ilias verlegt S. in das kleinasiatische Kilikien. Die kilikische Zitadelle von Karatepe habe Homer als Modell für die Beschreibung Trojas gedient. Es geht um einen Landstrich und um eine Stadt westlich des oberen Euphrat, die in der Bronzezeit Bestandteil des hethitischen und später des assyrischen Großreichs waren. Der Schauplatz der homerischen Ilias dürfte jedoch, wie die jüngsten Ausgrabungen von MANFRED KORFMANN und ERNST PERNICKA erwiesen haben, weiterhin im heutigen westtürkischen Hisarlik liegen. Weitere Bezugspunkte für die Handlung der Ilias findet S. im Nationalepos des Vorderen Orients, dem Gilgamesh-Epos. S. spricht von einer großflächigen Abhängigkeit bei gut dreißig Übernahmen aus dem Gilgamesh-Epos.

Raoul Schrott betrachtet den trojanischen Krieg zu Recht als Teil eines umfassenden Sagenstoffes. Die Kyprien positioniert Schrott als Vorgeschichte der Ilias, die *Aithiopsis* als Fortsetzung der Ilias-Handlung. Der Inhalt der Kyprien, der nur in Inhaltsangaben und Zitaten erhalten ist, lässt sich nur durch Kollationierung erschließen. Immerhin legt S. eine Inhaltsangabe der elf Bücher der Kyprien vor (S. 3-10). Der Eingang der Kyprien berichtet von dem Plan des Zeus, die Erde von der übergroßen Last der Menschen, die auch keine Gottesfurcht

mehr kennen, zu befreien. Dann berät Zeus mit Themis, der Göttin der Gerechtigkeit, über den trojanischen Krieg. Es finden sich Details, die sich in Homers Ilias wiederfinden. Die *Aithiopsis* erzählt in fünf Büchern von den letzten Taten des Achilleus, von seiner Bezwingung der Amazone Penthesilea, von seinem Sieg über Memnon, dem Führer der Aithiopen. Was S. anbietet, nennt er „kumulative Evidenz“, bestehend aus Hunderten von Mosaiksteinen, die für ihn ein geschlossenes Bild ergeben.

S. will uns einen neuen Homer vorstellen. Besonders kritisch sind Schrotts Bemerkungen zu den bisherigen deutschsprachigen Übersetzungen der Ilias. Diese seine Bemerkungen haben zugleich den Charakter einer grundsätzlichen Neuorientierung. S. setzt sich ab von den uns vorliegenden deutschen Übersetzungen von JOHANN HEINRICH VOSS, ROLAND HAMPE, HANS RUPÉ und WOLFGANG SCHADEWALDT. Unerwähnt bleibt RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDERS Übersetzung, die offenbar wegen seiner altertümelnden Wortwahl für S. inakzeptabel ist. Er bestreitet, dass es heute eine kanonische deutsche Übersetzung der Ilias gäbe, und behauptet, dass die Ilias heute kaum mehr gelesen werde. Er verlangt einen Verzicht auf die durch den Hexameter bedingte Formelsprache der deutschen Übersetzungen. Er betrachtet seine Übertragung als eine „Übung im Ersetzen“, d. h. er sucht hinter den alten Worten den Zugang zu dem ursprünglich Gemeinten. Es gilt also nicht, was Homer sagt, sondern, wie er es meint. S. will aktualisieren, was einmal, wie er meint, zwischen den Zeilen mitschwang, und behauptet, er gestalte nur das aus, was bereits im Original angelegt sei. Er glaubt so, eine größere Texttreue zu erreichen als jene, die am Wörtlichen hängt. Er nennt dieses Vorgehen „dynamisches Denken“: So liest er etwa das Epitheton „der schnellfüßige Achilleus“ als Ausdruck des allgemein schnellen und reaktionsfreudigen Handelns des Achill in der jeweiligen Situation. Als Beispiel seiner Art zu übersetzen mögen die beiden ersten Verse der Ilias dienen. S. übersetzt: „von der bitternis sing, göttin, von achilleus, dem sohn des peleus, seinem verfluchten groll, der den griechen unsägliches leid brachte“.

Das ist, abgesehen von der von S. bevorzugten Kleinschreibung, modernes und verständliches Deutsch. – *Mēnis*, das leitmotivisch erste Wort der Ilias, hat bekanntlich zwei Übersetzungen gefunden: „Zorn“ (SCHADEWALDT, auch LESKY in seiner Geschichte der griechischen Literatur) und „Groll“ (LATACZ, SCHROTT). Beide Übersetzungen sind vertretbar, bezeichnet doch „Zorn“ den Affekt des Achilleus, mit dem das Geschehen um Troja seinen Lauf nimmt, während „Groll“ den lang andauernden Affekt beschreibt, der Achill vom Kampf der Griechen und Troer fernhält. Die beiden Worte geben sozusagen die Perspektive an, unter der das Geschehen vor Troja gesehen wird. S. hingegen übersetzt *mēnis* zunächst mit „Bitternis“, um dann im nächsten Vers zu „Groll“ überzugehen. Er gibt mit „Bitternis“ eine Art Einstimmung in das Prooemium, ohne das beherrschende Wort, das die überlegene Position Achills bezeichnet, in seiner tatsächlichen Bedeutung zur Geltung zu bringen.

S. hat eine neue Methode des Verstehens propagiert. Dagegen steht aber der bewährte Grundsatz, dass der Übersetzer nicht eigene Anschauungen und Absichten in den Text hineinragen darf. Für Schrotts der Gegenwartssprache verpflichtete Übersetzung führt der Philosophiehistoriker KURT FLASCH (FAZ 15.10.2008) drastische Beispiele an. Die homerischen Helden reden bei S., wie Flasch anmerkt, ein „Gassenhauerdeutsch“. Offenbar soll dieser neue Homer ein Homer für alle werden. Ob man WOLFGANG SCHADEWALDT'S Iliasübersetzung oder die von S. lesen will, ist nicht nur eine Frage des Geschmacks. S. fordert eine neue Art des Lesens. Er bietet zweifellos eine gut lesbare und flüssige Übersetzung, geht aber mit dem originalen Text zu großzügig um. Der Innsbrucker Gräzist PETER MAURITSCH hat die Übersetzung von S. durch Korrekturen von fast hundert Seiten begleitet und vielfach die Übersetzung Schrotts vom griechischen Original her korrigiert. Der ausgewiesene Homerforscher JOACHIM LATACZ übernahm immerhin das Lektorat der ersten beiden Gesänge (und legte dann diese Arbeit nieder).

Trotz aller Kritik an der vorgelegten Iliasübersetzung wird man feststellen dürfen, dass S.

Homer und der Ilias eine neue Aktualität verschafft hat. Er hofft, der Lektüre der Ilias einen neuen Leserkreis erschlossen zu haben, der mit der Ilias eines der großen Kunstwerke der Weltliteratur für sich entdecken wird.

FRANZ JOSEF WEBER, Paderborn

Arbogast Schmitt: Die Moderne und Platon. Zwei Grundformen europäischer Rationalität. J. B. Metzler, 2. überarb. Aufl. Stuttgart 2008, 596 S., EUR 29,95 (ISBN 978-3-476-02245-5).

Die zuerst 2003 erschienene, umfängliche Studie „Die Moderne und Platon“ von ARBOGAST SCHMITT (S.) liegt jetzt in 2. Auflage vor – nunmehr als Paperback zu dem sehr attraktiven Preis von 29,95 EUR. Ich möchte die Neuauflage zum Anlass nehmen, noch einmal auf dieses wichtige Buch aufmerksam zu machen. Es ist nicht nur auf sehr großes Interesse gestoßen (so sind z. B. Publikationen in Englisch und Chinesisch in Vorbereitung), es zählt unstrittig zu den grundlegenden und bedeutenden Beiträgen, die das Verhältnis der Moderne zur Antike analysieren, insbesondere weil es z. T. zu ganz neuen Bewertungen dieses Verhältnisses gelangt und somit auch neue Antworten auf die viel diskutierte Frage nach der Legitimität der Neuzeit bietet.

Die neue Fassung hat einen Untertitel („Zwei Grundformen europäischer Rationalität“) und ein „Vorwort zur 2. Auflage“ (i-vii) erhalten, der Schluss eine völlige Überarbeitung erfahren. Im Kern jedoch ist das Buch unverändert, so dass es möglich ist, zunächst meine frühere Rezension aus dem FORUM CLASSICUM 1/2004 (43-46) noch einmal abzudrucken. Im Anschluss daran gebe ich einige kurze Hinweise zu den hinzugekommenen bzw. veränderten Teilen des Buches.

Arbogast Schmitt: Die Moderne und Platon. J. B. Metzler, Stuttgart, Weimar 2003, 584 S., EUR 69,95, (ISBN 3-476-01949-7).

Der Marburger Gräzist Arbogast Schmitt (S.) legt mit seiner – nach Abzug des Literaturverzeichnisses (541-561), des Sach- und Personenregisters (562-579) sowie des Stellenregisters (581-584) – 540 Seiten umfassenden Monographie „Die Moderne und Platon“ eine Fülle seiner Forschungs- und Interpretationsergebnisse zur Deutung des Verhältnisses der Moderne zu

PLATON oder – um es gleich etwas genauer zu sagen – : des Verhältnisses der Neuzeit/Moderne (deren spezifische Ausprägungen er bereits im Spätmittelalter sich vollziehen sieht (dazu u.)) zur platonisch-aristotelisch-scholastischen Tradition vor. Der Titel des Buches ist insofern Ergebnis des Befundes, dass sich die Moderne zur Ausbildung ihres eigenen Selbstverständnisses Platon stets erneut als zentralen Bezugspunkt gewählt und sich immer wieder in Auseinandersetzung mit diesem definiert hat – dies in teilweise dezidiert ablehnender oder auch ungerechtfertigt vereinnehmender Form.

S. greift auf langjährige und weitgespannte eigene Vorarbeiten wie auch auf Ergebnisse der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Projektes „Neuzeitliches Selbstverständnis und Deutung der Antike“ zurück (6), führt diese umfangreichen Studien zusammen und weiter und lässt ungeachtet der immensen, ja überwältigenden Aspektfülle ein beeindruckend geschlossenes Bild der in den Grundthesen entworfenen und diskutierten Fragestellungen entstehen.

Diese Weite des Horizontes ist ebenso Resultat des Verfolgens langfristiger Traditionslinien wie des grundsätzlich interdisziplinären Ansatzes. Einbezogen werden u. a. philosophische, ästhetische, ethische, politische, ökonomische und naturwissenschaftliche Aspekte (5).

Eine Rezension kann natürlich nicht den Rahmen bieten, ein Buch, das sich in diesem Umfang so zahlreicher Bezüge bedient bzw. diese auch ganz neu herstellt, in seinen subtilen Argumentationssträngen auch nur im Ansatz nachzuzeichnen. Ich konzentriere mich dementsprechend auf wesentliche Thesen und bin zuversichtlich, dass vor diesem Hintergrund einsichtig wird, warum ich die Ansicht vertrete, dass diese Arbeit nicht nur von einigen wenigen klassischen Philologen (S. ist ja von Hause aus Gräzist), sondern von einem breiteren Publikum rezipiert werden sollte. Ich denke z. B. an die an Universitäten, Studienseminaren und Schulen in den Bereichen „Didaktik“, „Methodik“, „Pädagogik“ und „Psychologie“ – in welcher Form auch immer – Tätigen.

Zunächst zeichnet S. instruktiv nach, in welchem Maße sich das Selbstverständnis der

Neuzeit/Moderne aus der Auffassung speist, sich in einem radikal-revolutionären Bruch mit den Epochen „Antike“ und „Mittelalter“ zu befinden und diese – vorgeblich insbesondere erkenntnistheoretisch naiven – Epochen endgültig überwunden zu haben, wodurch der Weg zu einer sachlich begründeten Auseinandersetzung mit dem im Grunde unwiederbringlich Überholten nicht mehr gegeben sei.

Wie wenig plausibel sich ein solch plakatives Konstrukt darstellt, ergibt sich S. zufolge schon aus den uneinheitlichen und demzufolge kaum argumentative Konsistenz aufweisenden Versuchen, „Modernes“ innerhalb der europäischen Geistesgeschichte, ja der Antike selbst zu lokalisieren. „Modern“ soll demnach etwa die Entwicklung von HOMERS *Ilias* zur *Odyssee*, vom Epos zur Lyrik oder von der griechischen Klassik zum Hellenismus gewesen sein. Den Vorwurf könnte man also auch so wenden: Die Moderne hat sich in einem Gefühl der Überlegenheit von der Antike abgegrenzt, ohne sich des mit „modern“ Gemeinten wirklich vergewissert zu haben.

Im Anschluss zeigt S. diejenigen Linien auf, die zur Herausbildung der Moderne als fundamental charakterisiert werden dürfen.

Zum einen sieht er als ursächlich die „Wende zur Erfahrung und die Erhöhung des Einzeldings zum ‚wohlbestimmten‘ Ding...“ an (23). Entscheidend hierfür sei die Umdeutung des ARISTOTELES durch den franziskanischen Gelehrten DUNS SCOTUS im Spätmittelalter, der die mindestens drei notwendigen Arten des Erkennens (Wahrnehmung, Verstand und Intellekt) zugleich nivellierend auf zwei, nämlich die intelligente Anschauung und den (zergliedernden) Verstand reduziert und diese damit in einen scharfen Gegensatz gebracht habe – eine der Moderne geläufige Dichotomie. Folge sei die Verwissenschaftlichung der Anschauung gewesen, insofern diese nunmehr zur Erfassung der vollständigen Bestimmtheit eines Einzelgegenstandes zu befähigen schien (32).

Zum anderen arbeitet S. die Bedeutung der massiven Stoa-Rezeption in und seit der Renaissance heraus, wodurch diese übrigens nicht zu einer Epoche der Wiederentdeckung der Antike, sondern der hellenistischen Antike geworden

sei (66ff.), durch deren ‚Brille‘ man von nun an Platon gesehen habe. Was den in hohem Maße prägenden Einfluss der Stoa auf die Neuzeit betrifft, so greife ich drei Denkfiguren heraus:

1. Die stoische Auffassung einer kontinuierlichen, kausal-mechanistischen Ursachenkette (z. B. 94f.), die jedem Einzelgegenstand in seiner jeweiligen Ausprägung einen notwendigen Platz im Gesamt zuweise.
2. Die stoische Lehre der Synkatathesis, die als ein Akt der (bewussten) Zustimmung zu einer Einwirkung/Affektion den Menschen in eine kategoriale Zweiteilung bringe: auf der einen Seite ein ausschließlich passiv-rezeptiver Bereich der Seele (z. B. Wahrnehmung oder Gefühl), auf der anderen Seite der von Spontaneität gekennzeichnete Bereich des Logos, der demzufolge allein Freiheit verbürge (z. B. 114f., hier auch aufschlussreiche Hinweise zum Einfluss der Synkatathesislehre auf den in der Moderne gebräuchlichen, ja geradezu dogmatischen Rang beanspruchenden Primat des Willens/des Interesses gegenüber der Erkenntnis).
3. Die Oikeiosislehre, die den Menschen auf seine rudimentären Anfänge festlege (454).

Es ist in der Tat ein intellektuelles Vergnügen, S.s Nachweis zu verfolgen, wie sich die genannten Linien und Denkmuster, die ja kein gegebenes Faktum, sondern historisch-kontingent vermittelt sind, bei allen Divergenzen im Detail als Basisannahmen in der Neuzeit/Moderne durchgehalten haben und bis in neueste Ansätze unterschiedlichster wissenschaftlicher Disziplinen durchhalten.

Ehe ich auf wenige ausgewählte Komplexe kurz genauer eingehe, liste ich einige Einzelaspekte auf. Dies kann nur in einer kleinen Auswahl geschehen, die ganze Breite der Einsichten vermittelt nur die eigene Lektüre. Zu nennen sind etwa der Gegensatz von Natur und Kultur (81ff.), die Verengung des Begriffs der Rationalität durch die Entgegensetzung von Sinnlichkeit und Verstand (100ff.), die Festlegung bzw. Reduzierung des Denkens auf die Dimension der Vorstellung (z. B. 134ff.), die Kunsttheorie des Naturalismus (145ff.), der logische Empirismus (154ff.), die Gestaltpsychologie (159ff.), moderne Logiken (241ff.), die Evolutionstheorie (460ff.).

Als Kernstück der Arbeit darf indes gewiss die Herausarbeitung des unterschiedlichen Begriffs des Denkens in der Neuzeit/Moderne und in der platonisch-aristotelisch geprägten Antike betrachtet werden. Dabei kehren sich gewohnte, verfestigte Bilder um. Es tritt der bemerkenswerte Befund zutage, dass die Antike keineswegs unbesehen als unkritisch und erkenntnistheoretisch naiv anzusehen ist, weil sie noch nicht zu der Erkenntnis gelangt sei, dass das Denken bei sich selbst seinen Anfang nehmen müsse. Im Gegenteil: Es sei gerade die Neuzeit/Moderne, die ein eher oberflächliches und unzureichendes Verständnis von dem entwickelt und ausgebildet habe, was das Denken zum Denken mache. Denn seither werde „Denken“ endgültig mit Bewusstsein identifiziert, der Begriff des Denkens also von dem nachgeordneten Akt der (bewussten) Vergegenwärtigung passiv empfangener Daten gewonnen, das Denken mithin in den Bereich der Vorstellung verwiesen und auf diesen festgeschrieben. Viele Aporien der Neuzeit/Moderne haben genau an dieser Stelle – wenn ich S. richtig verstehe – ihren Ursprung: z. B. die Subjekt-Objekt-Spaltung, die scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen vorgeblich distanzierter Rationalität und dem Reichtum unmittelbarer Erfahrung, unmittelbaren Erlebens und dgl. In diesem Kontext ist insbesondere auf die aufschlussreichen DESCARTES- und KANTIN-interpretationen zu verweisen.

Im Gegensatz dazu sei für Platon und auch ARISTOTELES Denken ein primärer Erfassungsakt, ein Akt des Unterscheidens und zwar des Unterscheidens von „Etwas“, „etwas Bestimmten“. Und genau in diesem Erfassen von Bestimmtem, von dem, was eine Sache im Unterschied zu anderem zu dieser einen Sache mache (das dann natürlich kein Einzelgegenstand sein, sondern nur als Resultat einer begrifflichen Klärung verstanden werden könne), liege die Bedeutung des Seins (verstanden als „etwas Bestimmtes sein“) als innerer Maßstab des Denkens (vgl. hierzu 52ff. sowie die Ausführungen zur Hypothese der Idee und zum Widerspruchsaxiom, 215ff.). Es sei folglich eine gravierende Fehldeutung, diese Ausrichtung am Sein als einen naiven Abbildrealismus zu kritisieren. Zudem biete die

platonisch-aristotelische Auffassung einen alternativen Blick auf die Einheit der seelischen Aktivitäten, insofern hier alle seelischen Vermögen wegen ihrer Unterscheidungstätigkeit Anteil am Denken hätten. In diesem Sinne denke – wenn auch nicht im wirklich eigentlichen Sinne – schon die Wahrnehmung, insofern sie etwa Farben und Töne unterscheidet, wenn auch gebunden an ihre Leistungsfähigkeit und deshalb in weniger freier Form als die Vernunft. Auch Gefühle sind dann nicht mehr nur in einem irrationalen Bereich des Menschen anzusiedeln, sondern spielen komplex mit Denkakten zusammen (283ff.). Es gelingt S. m. E. überzeugend einsichtig zu machen, dass Platon zu einer bemerkenswert differenzierten Analyse der Einheit der Person gelangt ist, die sich der gegenwärtig gängigen Dreivermögen-Psychologie mit den drei als eigenursprünglich und getrennt angesehenen Elementen „Verstand“, „Gefühl“ und „Wille“ als überlegen erweist.

Den Zugang zu der für manchen Leser gewiss etwas sperrigen Materie erleichtert S. durch zahlreiche, oft auch vergnügliche Beispiele, die keineswegs nur illustrierenden Charakter haben, vielmehr der Argumentation zusätzlich Überzeugungskraft verleihen.

Zum Schluss möchte ich wenigstens noch auf die Kapitel zur modernen Staats-, Wirtschafts- und Evolutionstheorie hinweisen (381-523). Treffen S.s Analysen zu, so überrascht es – wie oben schon angesprochen – nicht wenig, in welcher immensen gedanklichen Abhängigkeit sich die Moderne von der antiken Stoa und deren doch z. T. erheblich spekulativen Grundannahmen befindet. Die Systemstelle „göttlicher Logos“ ist dabei lediglich ersetzt durch im Grunde metaphysische Subjekte wie „der Markt“ oder „die Selektion“. Auch hier erweisen sich nicht Platon und Aristoteles als unaufgeklärt, vielmehr die Neuzeit und Moderne, deren grundsätzliche Positionen S. vielfach als „Metaphysik des Empirismus“ kritisiert. S. hat sich – im Bild gesprochen – beileibe nicht bemüht, den Anhängern und Vertretern moderner Positionen Honig auf den Rand seiner scharfen, manchmal geradezu beißenden Kritik¹ zu schmieren. Sein sozusagen enthellenisierter Platon eröffnet indes zweifelsohne einen freieren Blick auf zahlreiche Aporien, in denen sich die

Moderne befindet, und zeigt mögliche Lösungsansätze auf. Diesen Blick zu gewinnen, dazu wünscht man diesem wirklich großartigen und bedeutenden Buch zahlreiche Leser, die bereit sind, Vertrautes in Frage zu stellen und noch einmal kritisch neu zu denken.

Die Neuauflage lenkt nun schon mit dem Untertitel die Aufmerksamkeit auf das zentrale Anliegen des Buches, nämlich die Herausarbeitung der kategorialen und konsequenzenreichen Unterschiede zwischen einer Unterscheidungs- und einer Vorstellungsphilosophie, die auf dem oben dargestellten unterschiedlichen Begriff von „Denken“ basieren. Damit wird der Leserschaft zugleich der methodische Hinweis an die Hand gegeben, bei der Lektüre der so zahlreichen Aspekte des Buches und der darin diskutierten Fragestellungen und Probleme diesen Unterschied immer mitzudenken bzw. diese unter Beachtung dieses Unterschiedes zu erschließen.

Das Vorwort zur 2. Auflage zeichnet in konzentrierter Form markante Züge des Antikebildes der Moderne, nicht ohne deutlich zu akzentuieren, dass dieses Bild eine Konstruktion ist, die aus einem in der Sache wenig gerechtfertigten Überlegenheitsgefühl der Moderne resultiert, wobei sich dieses „Gegensatzbewusstsein“ (iii) allerdings auf die platonisch-aristotelisch geprägte Antike bezieht, nicht auf die als kongenial empfundenen hellenistischen Schulen, und benennt Verluste dieses Rezeptionswandels.

Im ganz neu geschriebenen Schluss meißelt S. noch einmal die zentralen Unterschiede zwischen einem platonisch-aristotelischen und einem hellenistischen bzw. modernen Rationalitätsverständnis sehr präzise heraus, indem er insbesondere – in sozusagen sehr didaktischer Form – an Hand von elf einzelnen Punkten die gegensätzlichen Positionen auch in ihren Konsequenzen sehr komprimiert einander gegenüberstellt (z. B. „1 Das Denken orientiert sich an a. Gegenstandseinheiten, b. an Sacheinheiten“ (536-537) oder „4 Wahrheit ist a. Übereinstimmung von Vorstellung und Gegenstand, b. Identität von Erkenntnis und Sache“ (539-542) oder „6 a. Denken ist abstrakt, b. Denken ist konkret“ (545-546)).

Anmerkung:

- 1) Zwei Beispiele: „In der Philosophie stehen plötzlich die im Mittelalter zwar bekannten, aber wenig geschätzten hellenistischen Schulen der Stoa, der Skepsis und des Epikureismus im Zentrum des Interesses. Die erste lateinische Übersetzung des SEXTUS EMPIRICUS macht diesen Philosophiegeschichtsschreiber aus der zweiten Reihe zum ‚Vater der modernen Philosophie‘“ (67). - „Statt aber über den Tod des Subjekts zu klagen ..., sollte man prüfen, ob wir die affirmative Haltung zur kritischen Moderne nicht zu weit treiben, wenn wir selbst ihr völliges Scheitern noch für ein Zeichen ihrer geschichtlichen Überlegenheit halten, hinter die es kein Zurück geben könne.“ (121).

BURKARD CHWALEK, Bingen

Stoa und Stoiker. Griechisch-Lateinisch-Deutsch. Hg. und übersetzt von Rainer Nickel. Artemis & Winkler 2008 (Sammlung Tusculum), 2 Bde. 2080 S., EUR 198,00 (ISBN-13: 978-3-538-03504-1).

Im November 2008 hat RAINER NICKEL einen Tusculum-Doppelband vorgelegt, der dem wissenschaftlich Arbeitenden, aber auch jedem Interessierten die Möglichkeit gibt, die Stoiker-Fragmente nun im griechischen bzw. lateinischen Original und in einer neuen Übersetzung zu studieren. (Ihr Vorgänger, die Ausgabe von M. POHLENZ, enthielt ja nur deutschen Text.) Ein verdienstvolles Unternehmen, für das R. Nickel Dank und Anerkennung gebührt.

Fragen zu Prinzipien der Quelleninterpretation veranlassten mich, in einige Darstellungen der antiken Philosophiegeschichte hineinzuschauen. In einer von ihnen stieß ich auf eine Untersuchung zu der Frage, wie denn wohl in der stoischen Lehre die einzelnen Teile Logik, Physik und Ethik einander zuzuordnen seien (Gesch. d. Phil. III, die Phil. d. Antike, München 1995). Dort schreibt M. HOSSENFELDER über das stoische Verhältnis „naturphilosophisches Weltbild – Ethik“: „Es entsteht der Anschein, als ob aus einem unabhängig nach rein theoretischen Prinzipien geformten Weltbild die entsprechenden praktischen Grundsätze abgeleitet werden, während es sich tatsächlich umgekehrt verhält, dass zu unabhängig gewonnenen und von vornherein festliegenden praktischen Überzeugungen das passende Weltbild ausgesucht wird.“ (S. 21)

Es ist schon eine alte Weisheit, dass ethische Motive am Anfang des Philosophierens stehen (können) (s. E. ROTHACKER, Logik u. Systematik der Geisteswissenschaften, 1925, 1948ff.). Aber wurde in der Stoa zu bereits gewonnenen ethischen Überzeugungen tatsächlich das passende naturphilosophische Weltbild nachträglich ausgesucht? Diese Frage kann nicht bejaht werden. Beide, sowohl die initiativ werdende Ethik als auch die Naturphilosophie, befanden sich bei ihren Denkern zu gleicher Zeit in einem das gewünschte Rezeptionsgut verarbeitenden und dabei sich wechselseitig befruchtenden Wachstumsprozess. Denn der ethische Begriff „*Oikeiosis*“ in der Stoa drückt wie sein Kontrastbegriff „*Lathe biosas*“ bei EPIKUR eindeutig schon eine fundamentale naturphilosophische Einstellung zur Welt aus: die stoische Bejahung bzw. die epikureische Verneinung eines Interesses an der Welt, d. h.: die stoische Sicht der Welt als teleologisches Weltgeschehen bzw. die epikureische Sicht der Welt als kausal-mechanistischen Weltablauf. Woher aber konnte diese schon elementare Weltsicht nun innerhalb der Ethik so große Bedeutung gewinnen, wenn nicht aus der mit der Ethik gleichzeitig sich entwickelnden Naturphilosophie?

Ethik und Naturphilosophie befanden sich bei ihren Denkern so lange in einem sich wechselseitig befruchtenden Wachstumsprozess, bis sie ihr erstes Reifestadium erreicht hatten und schließlich in der Auseinandersetzung mit den jeweils anderen Schulen, unter ihnen auch die Akademie und der Peripatos, gestählt waren. Keinesfalls kann es daher zutreffend sein, die Stoa habe ein nachträglich „ausgesuchtes passendes Weltbild“ gehabt.

Unsere Auffassung des gleichzeitigen Wachsens beider Sichtweisen sieht sich im Gegensatz zu der Annahme Hossenfelders nicht veranlasst, der hellenistischen Philosophie eine Täuschung bei der Ableitung der entsprechenden praktischen Grundsätze zu unterstellen. Noch sieht sie sich zu der Unterstellung genötigt, dass nach dem Prinzip des kompatiblen Steckmoduls das mit der Ethik zu verbindende „passende Weltbild“ aus dem Angebot einfach ausgewählt wurde. Ethik und Naturphilosophie sind gleichzeitig entstandene

Sichtweisen – das ist in der Stoa ihr wirkliches Verhältnis zueinander.

HERBERT ZIMMERMANN, Jülich

Therese Fuhrer (Hrsg.): Die christliche-philosophischen Diskurse der Spätantike: Texte, Personen, Institute (Philosophie der Antike, Band 28), Franz Steiner Verlag: Stuttgart 2008, EUR 65,- (ISBN 978-3-515-09083-4).

Das von THERESE FUHRER herausgegebene Opus enthält die Akten einer Tagung, die vom 22. bis 25. Februar 2006 am Zentrum für Antike und Moderne der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg abgehalten wurden. Es umfasst 21 Beiträge, die hier natürlich nicht alle besprochen werden können. Die meisten Beiträge widmen sich AUGUSTINUS, aber auch AMBROSIVS steht ebenso im Focus wie PAULINUS VON NOLA, CLAUDIUS CLAUDIANUS, SIDONIUS APOLLINARIS oder auch MARTIANUS CAPELLA. In der Einleitung (7-10) erläutert die Herausgeberin die Zielsetzung des Buches und definiert den Begriff Diskurs als „Abfolge des Redens, der Rede oder der Interpretationen systematischer Darstellungen, zumal nicht allein um ‚Höhenliteratur‘“, wobei sie diese Definition von J. FOHRMANN übernimmt (Diskurs, RLW 1, 1997, 369).

Die Beiträge befassen sich sowohl mit Kernthemen als auch mit Randthemen augustinischer Texte, also etwa der Gnadenlehre, aber auch mit den verschiedenen Richtungen und Sekten wie Pelagianern, Arianern usw.

Der erste Aufsatz stammt von STEFAN REBENICH: „Freund und Feind bei Augustin und in der christlichen Spätantike“ (11-31). Der Verfasser referiert eingangs den aktuellen Forschungsstand, wobei er auf manche neuere Publikationen verzichtet und eher auf ältere Ergebnisse hinweist. So hätte man sicherlich die Habilitationsschrift von VERENA EPP zitieren können (Verena Epp, *Amicitia: Zur Geschichte personaler, sozialer, politischer und geistlicher Beziehungen im frühen Mittelalter*. Stuttgart 1999). Beim Themenbereich: Feind greift R. ebenfalls sehr selektiv auf den aktuellen Forschungsstand zurück und lässt einschlägige Studien unberücksichtigt (etwa die Studien von SEVERIN KOSTER, ILONA OPELT und MICHAEL WISSEMANN).

HARTMUT LEPPIN (L.) steuert folgenden Aufsatz bei: „Zum politischen Denken des Ambrosius – das Kaisertum als pastorales Problem“ (33-49). Auch wenn das Thema: „Das Bild des Kaisertums bei Ambrosius“ nicht im Focus der Forschung steht, ist es nach Meinung Leppins ein wichtiges Thema, da AMBROSIVS als „gewiefter politischer Praktiker bekannt“ sei (33). Er hat auch nicht die Auseinandersetzung mit Kaisern gescheut – man denke vor allem an seinen Umgang mit Kaiser KONSTANTIN, den er zu einem öffentlichen Bußakt zwang. Daher analysiert L. insbesondere solche Texte des Ambrosius, die am Alten Testament orientiert sind, da hier das Königtum intensiv behandelt wird. L. arbeitet heraus, dass Ambrosius keine politische Theorie präsentiert, sondern bei bestimmten Anlässen über die Funktion des Kaisers reflektiert. Daher lasse sich – so Leppin – keine in sich schlüssige Rekonstruktion seines politischen Denkens erstellen, wohl aber eine Analyse darüber, dass und wie sich Ambrosius am zeitgenössischen Diskurs beteiligt hat. Leppins Untersuchungen ergeben, dass vor allem der Interpret der Bibel in Erscheinung tritt, „der die Erfahrungen seiner Zeit im Alten Testament wiederfindet und aus dessen Büchern Kriterien für die Beurteilung der eigenen Zeit gewinnt“ (45). Für Ambrosius stellt sich Politik vor allem als ein pastorales Problem dar, und ein Bischof in seiner Eigenschaft als Seelsorger sollte sich um das Königsamt kümmern, da es wie jedes andere Amt in Konflikt mit der sittlichen Integrität gelangen kann. Vor allem in seiner Schrift *De officiis* erarbeitet Ambrosius am Beispiel des alttestamentarischen Königs David einen „christlichen Fürstenspiegel, der Demut und Milde ins Zentrum rückt“ (47).

SABINE FÖLLINGER widmet sich folgendem Thema: „Der Trick des Krebses: Ambrosius und die pagane Biologie“ (51-62). THERESE FUHRER, die Herausgeberin des Bandes, hat folgenden Aufsatz verfasst: „Augustin in Mailand“ (63-79). Sie konzentriert sich auf die Zeit, die AUGUSTINUS als Rhetorikprofessor in Mailand gewirkt hat (384-387 n. Chr.). Die Frühschriften und die Textpassagen in den *Confessiones* (5,23-9,16) informieren uns über diesen Lebensabschnitt des späteren Bischofs von Hippo. F. geht in ihrem Beitrag der

Frage nach, „in welchem kulturellen, sozialen und politischen Kontext die genannten Texte (gemeint sind die *confessiones* und die Frühschriften wie die Dialoge (*Contra Academicos*, *de beata vita*, *de ordine*) und die nicht-szenischen Dialoge (*Soliloquia*, *de immortalitate animae*) entstanden sind“ (63f.). Der Leser erfährt Interessantes über die Begegnung des Augustinus mit Ambrosius, über das Netzwerk mit Persönlichkeiten, das sich Augustinus verschafft hat, und über den philosophischen, bildungspolitischen und religiösen Diskurs. Mit Gewinn hätte F. auf die instruktive Studie von RICHARD KLEIN über die Bildung in der Antike zurückgreifen können (JOHANNES CHRISTES/RICHARD KLEIN/CHRISTOPH LÜTH [Hrsg.]: Handbuch der Erziehung und Bildung in der Antike. Darmstadt 2006). Ebenfalls vermisst der Leser den bahnbrechenden Aufsatz von SIEGMAR DÖPP über die Entwicklung der spätantiken Literatur (Die Blütezeit lateinischer Literatur in der Spätantike [350-430], in: *Philologus* 132, 1988, 19-52).

STEFAN FALLER befasst sich in seinem Aufsatz: „Lebensgeschichtliche Anhaltspunkte in Augustins *Contra Academicos*“ (81-97) nach eigener Aussage eher mit Randthemen der untersuchten Schrift und räumt ein, dass eine Reihe seiner Annahmen spekulativ seien. KARLA POLLMANN widmet sich danach folgender Analyse: „Exegese ohne Grenzen – Augustins Genesisauslegung im Kontext“ (99-111).

JOHANNES VAN OORT hat die Auseinandersetzung Augustinus mit FORTUNATUS geprüft und dabei folgenden Titel gewählt: „Heeding and hiding their particular knowledge? An analysis of Augustine’s dispute with Fortunatus“ (113-121). CHRISTOPH HORN steuert den Aufsatz bei: „Augustinus über politische Ethik und legitime Staatsgewalt“ (123-142). EVA-MARIA KUHN erörtert das Thema der Gerechtigkeit und bietet folgenden Aufsatz: „Justice applied by the episcopal arbitrator: Augustine and the implementation of divine justice“ (143-173), einen Beitrag, der in leicht veränderter Fassung auch online abrufbar ist (<http://www.units.it/etica>). HANNS CHRISTOF BRENNECKE analysiert in seinem Beitrag die Haltung Augustins zum Arianismus (175-187). Dazu liefert er zunächst eine genaue Definition und

kommt zur Erkenntnis, dass der Begriff von den Benutzern bewusst unscharf verwendet wurde, nicht nur in der Antike, sondern bis in die heutige Zeit. Einem Kernproblem der augustiniischen Schriften, nämlich der Gnadenlehre, widmet sich MICHAEL ERLER: „Die Helfende Hand Gottes. Augustins Gnadenlehre im Kontext des kaiserzeitlichen Platonismus“ (189-204). VOLKER HENNING DRECOLL, der unlängst ein „Augustin Handbuch“ (Tübingen 2007) vorgelegt hat, prüft den „Innerkirchlichen Diskurs und die Meinungsführerschaft – Augustins Gnadenlehre in synodalen Texten aus dem pelagianischen Streit“ (205-220). Drecoll sieht durchaus die methodische Problematik, da er sich hauptsächlich auf die Schriften Augustins beziehen muss – die meisten Synodolentscheidungen sind eben nur durch den Bischof von Hippo überliefert. WINRICH LÖHR befasst sich ebenfalls mit PELAGIUS: „Augustin, Pelagius und der Streit um die christliche Lebensform“ (221-243).

Einem Gegenspieler Augustins, JULIAN VON AECLANUM, widmet sich MATHIJS LAMBERIGTS: „The philosophical and theological background of Julian of Aecclanum’s concept of conpuiscence“ (245-260). Einen weiteren zentralen Begriff im Werke Augustins rückt JOHANNES BRACHTENDORF in den Focus seiner Überlegungen: „Augustinus und der philosophische Weisheitsbegriff“ (261-274). B. arbeitet heraus, dass Augustinus Traditionalist und Neuerer zugleich ist. Einerseits übernimmt er weitgehend die Vorstellungen PLATONS einer *sapientia dei*, schlägt aber andererseits einen neuen Weg ein, wenn er behauptet, der in die Zeit eingetretene Christus sei der Weg zur Vollendung. „Philosophie ist für Augustinus nicht Weisheit, und sie ist nicht einmal der Weg, auf dem man zur Weisheit gelangen kann. Der Weg ist vielmehr Christus, und dieser Weg muss im Glauben beschritten werden, nicht im philosophischen Wissen“ (263). In seinem Beitrag erläutert B. die Aufspaltung des Zusammenhangs von Wissen und Wollen, die Augustinus in seinem Werk dargelegt hat, anhand von drei Beispielen in den *confessiones*.

Einen speziellen Aspekt der Predigten stellt DOROTHEE ELM VON DER OSTEN heraus: „*Perpetua Felicitas*: Die Predigten des Augustinus

zur *Passio Perpetuae et Felicitatis* (*Sermones* 280-282)“ (275-298). Eine vergleichende Studie nimmt CHRISTIAN TORNAU vor: „Die Heiden des Augustinus. Das Porträt des paganen Gebildeten in *De civitate Dei* und in den Saturnalien des Macrobius“ (299-325). Als gefährlichste Gegner des Christentums kristallisieren sich nicht die ungebildete Masse, sondern Angehörige der gebildeten Elite heraus, die es zu bekämpfen und zu überzeugen galt. Nach T. lässt sich das negative Bild der Heiden bei Augustinus mit den Begriffen *obstinatio* und *dissimulatio* verbinden. T. versucht auch eine Antwort darauf zu geben, warum Augustinus die Heiden in teilweise grotesker Art charakterisiert hat.

PETRA SCHIERL prüft im Werk des PAULINUS VON NOLA folgenden Aspekt: „Poetische Reflexionen über das Wesen Christi“ (327-345). Dem Dichter CLAUDIUS CLAUDIAN widmet sich HENRIETTE HARICH-SCHWARZBAUER mit dem Beitrag: „Dokumentation, Historisierung, gelehrte Andeutung und spielerische Enthaltung. Zur literarischen Repräsentation philosophischer Diskurse bei Claudius Claudian“ (347-361). Die Autorin stellt den Dichter kurz vor, geht auf die Situation der Repräsentation philosophischer Diskurse in Mailand nach 391 n. Chr. ein und untersucht einzelne Texte auf ihre Fragestellung hin. H. arbeitet gut nachvollziehbar heraus, dass Claudian die zentralen philosophischen Anliegen seiner Zeit sehr gut kennt und sie in sein Oeuvre integriert. Darüber hinaus wird klar ersichtlich, dass die Gedichte auffällig durch „Polysemie, Ambivalenz, Ironie und durch das subtile Spiel mit seinem nicht offen gelegten Wissen und dem Nichtwissen der Rezipienten“ charakterisiert sind (360). Claudian macht auch deutlich, dass nur das Genos der Dichtung ihm erlaube, zeitgemäß zu sprechen (*carm. min.* 3). Leider hat H. in ihren Anmerkungen nicht auf die instruktive Habilitationsschrift von SIEGMAR DÖPP hingewiesen (Zeitgeschichte in Dichtungen Claudians, Wiesbaden 1980). Einen weiteren sehr lesenswerten Beitrag steuert SIGRID MRATSCHEK bei: „Identitätsstiftung aus der Vergangenheit: Zum Diskurs über die trajanische Bildungskultur im Kreis des Sidonius Apollinaris“ (363-380). Der letzte Beitrag stammt von KONRAD VÖSSING und lautet:

„Augustinus und Martianus Capella – ein Diskurs im spätantiken Karthago?“ (381-404). Daran schließen sich ein Verzeichnis der Abkürzungen (405ff.), ein Verzeichnis der Autorinnen und Autoren (409ff.) und ein nützliches Stellenregister an (415-438).

Bei einem Nachdruck sollten einige Druckfehler beseitigt werden: S. 9: Westund (anstatt: West und); S. 43 (ταπεινοφροσύνη anstatt: ταπεινοφροσύνη); S. 181: *atqua* (anstelle *atque*), S. 182: Arriani (anstatt Ariani), in unser Zuneigung (anstatt: in unserer Zuneigung, S. 365), S. 394: bezeichnenderweise (anstatt: bezeichnenderweise). ALEXANDER DEMANDT hat eine zweite Auflage seines Opus: *Die Spätantike* (München 2007) vorgelegt, die jetzt maßgebend sein sollte (S. 66, Anm. 9).

Insgesamt erreicht das Buch die anvisierten Ziele, „Texte unterschiedlicher Konvenienz als Dokumentationen philosophisch-theologischer Verhandlungen“ in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu analysieren und begreiflich zu machen. Der Leser erhält tiefe Einblicke in das Werk des Augustinus im Hinblick auf die Fragestellung, wenn auch in einigen Beiträgen manche Forschungsergebnisse unberücksichtigt bleiben. Wer sich mit den christlichen-philosophischen Diskursen der Spätantike befassen möchte, kann mit Gewinn auf diese Studie zurückgreifen.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Stefan Gerlinger: Römische Schlachtenrhetorik, Unglaubliche Elemente in Schlachtendarstellungen, speziell bei Caesar, Sallust und Tacitus, Heidelberg (Universitätsverlag Winter) 2008 (Kalliope, Studien zur griechischen und lateinischen Poesie, Band 7) 452 Seiten, EUR 58.- (ISBN 978-3-8253-5450-3).

Das vorliegende Buch hat als Grundlage eine Dissertation, die an der Technischen Universität Dresden eingereicht wurde. Obwohl der Autor Dank an eine große Zahl von Personen ausspricht (S. 5), wird nicht ganz klar, welchem Fach beziehungsweise Fachbereich die Arbeit zuzuordnen ist. Vermutlich wird ein interdisziplinärer Ansatz verfolgt, wie dies folgende Aussage durchschimmern lässt: „Dies soll unter vornehmlich philologischem, historischem, militärhistorischem und

gelegentlich auch archäologischem Aspekt geleistet werden.“ (S. 26) Mit „dies“ ist eine „Untersuchung der einzelnen unglaubwürdigen Elemente und Motivgruppen der Schlachtendarstellungen der genannten drei Autoren“ (S. 26) gemeint. Die drei Autoren sind CAESAR, SALLUST und TACITUS. Mit Recht äußert sich GERLINGER zu den militärischen Kenntnissen antiker Autoren, die sie oftmals aus eigener Anschauung gewonnen haben. (S. 19) Dies trifft allerdings nicht auf LIVIUS zu (S. 20) und bietet somit für den Verfasser den Grund, diesen antiken Autor mit seinem umfassenden Geschichtswerk von der Untersuchung auszuschließen. Demgegenüber aber wird an mehreren Stellen des Buches gleichsam als Kontrapunkt zu den Stadtrömern Caesar, Sallust und Tacitus das *Bellum Iudaicum* von FLAVIUS JOSEPHUS herangezogen. (vgl. u. a. S. 122f., 268f., 293, 309f., 319) Das Hauptaugenmerk Gerlingers liegt aber darauf, eine abwägende Position zwischen den beiden Extremhaltungen bezüglich der antiken Historiker einzunehmen. Einerseits kann man den Berichten über die Schlachten schlichtweg glauben, wie z. B. Goldsworthy,¹ andererseits sind andere moderne Autoren darum bemüht, deren Glaubwürdigkeit zumindest in Frage zu stellen, wenn nicht gar „als pure Fiktion“ (S. 18) zu verurteilen, wie EICHHEIM, RAUCHENSTEIN und RAMBAUD,² deren Werke dann *nolens volens* in der vorliegenden Dissertation häufig angemerkt werden, oft sogar in langen wörtlichen Zitaten (vgl. so S. 78, 134f., 258f., 281, jeweils auch mit Anmerkungen).

Den „Mittelweg“ (S. 18) zwischen den skizzierten Haltungen sieht Gerlinger in der „Schlachtenrhetorik“. Hiermit sind im Wesentlichen Elemente gemeint, die in geradezu topischer Manier in den Berichten der antiken Historiker vorkommen, wie beispielsweise der kämpfende Feldherr in vorderster Front. Dabei ist die Erkenntnis, dass rhetorische Elemente die antiken Geschichtswerke durchziehen, natürlich nicht neu, denn genau wie diese Autoren oft militärische Erfahrungen hatten, besaßen sie eine rhetorische Ausbildung, die sie in ihren Werken nur allzu gern zur Schau stellten. Hierzu fehlt in der Arbeit von Gerlinger das immer noch lesenswerte Buch von Woodman.³

In derartigen Abhandlungen wie der zu besprechenden, die sich dem weiten Themenfeld (Schlachten-)Rhetorik und antiker Geschichtsschreibung widmen, ist es nur allzu verständlich, über Einschränkungen und eine Auswahl nachzudenken. Dies tut Gerlinger dann auch, vielleicht ein wenig als *captatio benevolentiae* zu verstehen. (S. 28) Am Ende des Buches weist der Autor in dieselbe Richtung, indem er die Möglichkeit aufzeigt, Elemente der Schlachtenrhetorik auch in anderen Werken, beispielsweise in der Dichtung oder im griechischsprachigen Bereich, oder in archäologischen Quellen aufzuspüren und auszuwerten. Gleichfalls wären Ausblicke auf Mittelalter und Neuzeit im Sinne der Rezeption möglich. (S. 368f.) Ohne hier zu übertreiben, dies wäre vermutlich eine Lebensaufgabe, es sei denn, man nimmt eine restriktive Eingrenzung der zu untersuchenden Aspekte der Schlachtenrhetorik vor.

Nach einer hinführenden Einleitung (S. 17-28) gliedert sich der Hauptteil der Dissertation Gerlingers entsprechend ausgewählter Gesichtspunkte in drei große Kapitel. Der Verfasser untersucht die Feldherrentugenden (S. 29-140), die Kämpfertugenden (S. 141-233) sowie die Völker(un)tugenden (S. 235-358). An diesen Hauptteil, der detailliert untergliedert ist und in dem die einzelnen Kapitel häufig durch ein Fazit beendet werden, schließt sich eine Zusammenfassung an (S. 359-369), die diesen Namen auch verdient, da nicht wesentlich Neues präsentiert wird. Im Anhang findet sich ein Schlachtenindex (S. 371-431), der geographisch-alphabetisch aufgebaut ist. In ihm werden die antiken schriftlichen Quellen rekapituliert, um dem Leser einen Überblick über die jeweiligen Schlachten zu geben. Diese Lektüre ist notgedrungen etwas langatmig. Der Index ist aber im Sinne eines Nachschlagewerkes mit Verweisen auf die jeweiligen Kapitel des Hauptteils durchaus nützlich. Leider finden sich hier – wie sonst im laufenden Text und in den Anmerkungen auch – vermehrt falsche Seitenangaben bei den Verweisen; häufig differiert die Angabe um eine Seite (vgl. so S. 385, 389, 392, 394, 395, 413, 417). In der Arbeit finden sich weder Personen- noch Sachindex.

Da allen drei Hauptüberschriften der Begriff „Tugend“ inhärent ist, verwundert es nicht, dass

die lateinische Bezeichnung *virtus* die Arbeit durchzieht, die insbesondere dem eigenen römischen Feldherren, aber auch dessen Truppen attestiert wird. Demgegenüber müssen die nicht-römischen, peregrinen Hilfstruppen meistens hintanstellen (vgl. etwa S. 257-270 oder S. 289-318), obgleich sie einen Schlachtausgang oft beeinflusst oder gar ganz entschieden haben.

Indem die *virtus* sowie andere Tugenden, wie *providentia* (so S. 77-90) oder *felicitas* (etwa S. 125-140), das Buch von Gerlinger wie ein roter Faden durchziehen, liegt es fast auf der Hand, hier die Nähe zu verbrämender Rhetorik zu suchen. Umso erstaunlicher ist daher das weitgehende Fehlen antiker Ratgeber zur Rhetorik, wie beispielsweise die *Rhetorica ad Alexandrum* aus dem griechischen oder die *Rhetorica ad Herennium* aus dem römisch-lateinischen Bereich. Hier finden sich explizit Hinweise, wie beispielsweise eine Person zu loben oder zu tadeln ist.⁴ In den jeweiligen Abschnitten zur Herausstellung einzelner Personen, vor allem des Feldherren (S. 29-140), liegt die Nähe von panegyrischer Verherrlichung und Geschichtsschreibung auf der Hand.⁵ Einzig und allein das Werk QUINTILIANS findet Erwähnung (vgl. etwa S. 29f.), wenn von der bekannten CICEROSTELLE aus dem *Brutus* zu den Kommentarien CAESARS (so S. 21 mit A. 10: „*nudi enim sunt, recti et venusti, omni ornatu orationis tamquam veste detracta*“) abgesehen wird.

Ohne das Buch in seinem Inhalt rekapitulieren zu wollen, ist es immer wieder interessant zu lesen – gleichwohl Redundanzen und Wiederholungen auftreten –, wie es dem Autor gelingt, die Aussagen Caesars, Sallusts und von Tacitus natürlich unter dem Gesichtspunkt der Schlachtenrhetorik zu relativieren und zu entlarven. So ist es beispielsweise unmöglich oder nur schwer realisierbar, auf Gefallenen zu kämpfen (S. 150-154) oder bei stärkerer Strömung mit Rüstung die Themse zu durchschreiten (S. 169-175). Hier werden sogar Erkenntnisse der Naturwissenschaft für den Gedankengang genutzt (vor allem S. 172f.).

Interessant sind auch die Bemerkungen zu einem Angehörigen einer Hilfstruppe, der zufällig beim Schneckensammeln einen Weg für die Erstürmung der Festung am Muluccha im *Bellum Iugurthinum* findet (Sall. Iug. 92,5-94; S.

308-313). Hier versteht es Gerlinger, philologisch exakt zu arbeiten und den Text zu interpretieren (vor allem S. 311; ähnliche Herangehensweise zu Caes. Gall. 3,20,2 und 3,25,1 auf den Seiten 297f.). Auch verfügt Gerlinger über eine gewisse Portion Humor, wenn er die Unmöglichkeiten aufzeigt (vgl. etwa auch im Kontext mit den Schnecken, S. 309: „Oder sollte Marius etwa auch an den Schnecken interessiert gewesen sein? Nun lässt sich die kulinarische Wertschätzung Sallusts bezüglich der Schnecken nicht mehr zweifelsfrei rekonstruieren ...“; vgl. auch die Aussagen zum „germanischen Super-Sumpfspeer“, S. 328-332). Die Unterteilung der drei großen Hauptkapitel besticht durch plakative Überschriften, die allerdings teilweise auch gewöhnungsbedürftig sein können, wie z. B. „Adleraugen gegen Ariovist“ (1.3.1.a.), „Genava: unglaublich ausgedehnt“ (1.3.2.a.), „Atuatuca: unglaublich aufgetürmt“ (1.3.2.b.), „Alesia: unglaublich systematisch detailliert“ (1.3.2.c.), „Bei Atuatuca: Selbst schuld doch Held“ (2.3.3.1.b.) oder „Caesar: Veteranen ganz vorne“ (3.3.2.a.). Im Rahmen einer Dissertation sollte man sich mit bestehenden Forschungsmeinungen auseinandersetzen. Dies tut der Autor vor allem in der Einleitung (S. 17f.), aber auch im Hauptteil. So wendet er sich gegen die These LENDONS,⁶ dass die Aggressivität in der Schlacht im Laufe der Republik von den Militärtribunen auf die Centurionen überging, um sich im Nahkampf auszuzeichnen. Entsprechend hoch waren die Verluste bei den Centurionen. Die Tribunen unter Caesar würden allerdings versuchen, die aggressiven Centurionen zu zügeln. Gerlinger hält dem aber entgegen, dass im Bürgerkrieg Caesars beispielsweise im Verhältnis mehr Tribunen umkamen (vgl. S. 222f.). Auf S. 323 wendet sich Gerlinger gegen Fröhlich,⁷ der die Germanen im Heer Caesars bedingungslos lobt („deren Verdiensten Caesar volle Gerechtigkeit widerfahren lässt“). Hierzu schreibt Gerlinger wörtlich: „Diese angebliche ‚volle Gerechtigkeit‘ Caesars scheint bei Fröhlich allerdings mehr aufgrund von Eitelkeit und unkritischer Hinnahme seiner Darstellungskunst und Stilisierung im Sinne der Ethno-Ethik akzeptiert zu werden. Diese unkritische Haltung zeigt eher einen Vorboten zum späteren deutschen Germanenwahn.“ (S. 323)

Bei der Lektüre des Buches von Gerlinger *in toto* – der Autor selbst hält dies unter Umständen für eine Ausnahme, wie folgende Formulierung vermuten lassen könnte: „Der Leser, welcher das Buch fortlaufend zu lesen beabsichtigt, möge geneigt sein, über diese Wiederholungen freundlich hinwegzusehen.“ (S. 28) –, fallen mehrere Ungereimtheiten und Fehler im formalen Bereich auf, die sich bisweilen auch wiederholen. Während Grammatik- und Rechtschreibfehler in der deutschen Sprache kaum auffallen (so S. 63: „Mann könnte vermuten ...“; S. 67 A. 158: „Catilina’s Ende“; S. 71 A. 170: „stehen Vielfache der Zahl 300 bei Griechen wie Römern symbolisch für eine numerisch nicht zu konkretisierenden Vielheit“; S. 78: „zu wider laufen“; S. 84: „des nachts“; S. 94: „von Caesars hochperfektionistischen Anlagenkomplexe“; S. 128: „Die Eroberungen der Wagenburg wirkt ...“; S. 146: „Das diesmal“ statt richtig „Dass“; S. 151: „Grossteil“; S. 178: „unter den Offiziere“; S. 289 A. 960: „Conolly“ statt richtig „Connolly“; S. 321: „während dem Höhepunkt“), sind diese dann an mehreren Stellen in der lateinischen Sprache zu finden. Hier erfolgt eine Auswahl: *incommodum* statt *incommode* (Caes. Gall. 5,33,4; S. 66), *decumanae* statt *decumana* (Tac. ann. 1,66,1; S. 69), *cibus* statt *cibos* und *relinquum* statt *reliquum* (Tac. ann. 1,65,7; S. 70), *reliquibus* statt *reliquis* und *stationes* statt *stationem* (Caes. Gall. 4,32,2; S. 83), *soul* statt *solum* (Caes. Gall. 3,5,1; S. 113 A. 315), *attenuatae* statt *adenuata* und *duobus* statt *duabus* (Caes. civ. 3 – die Buchangabe fehlt bei Gerlinger – 89,1; S. 118 A. 335), *multitudinem* statt *altitudinem* (Caes. Gall. 2,32,4; S. 129 A. 383), *perniculosi* statt *periculosi* (Suet. Iul. 24,3; S. 131 A. 393), *exitius* statt *exitus* (Tac. hist. 3,84,3; S. 149), *Vitellini* statt *Vitelliani* (Tac. hist. 3,84,2; S. 149 A. 455), *succedit tertio quartus* statt *successit tertius et tertio quartus* (Caes. Gall. 7,25,4; S. 152 A. 466), *barbaorum* statt *barbarorum* (Caes. Gall. 3,6,2; S. 157 A. 486 und S. 337 A. 1149; ähnlich Tac. ann. 2,14,2; S. 329; Tac. hist. 4,29,1; S. 253 A. 824), *perfidem* statt *per fidem* (Caes. Gall. 1,46,3; S. 189), *impetitis* statt *inpeditis* (Caes. civ. 2,6,3; S. 199 A. 639), *luxa* statt *fluxa* (Tac. hist. 3,48,2; S. 240 A. 767), *coegit* statt *cogit* (Caes. civ. 1,45,1; S. 247), *iniecerant* statt *interiecerant* (Caes. Gall.

7,80,3; S. 251 A. 813), *machimenta* statt *machinamenta* (Tac. ann. 12,45,3; S. 265), *apellabatur* statt *appellabatur* (Suet. Iul. 24,2; S. 299 A. 993), *conlocari* statt *conlocaret* (Caes. Gall. 1,24,3; S. 353 A. 1202), Geneva statt Genava (S. 390). Ärgerlich ist auch noch folgende Stelle: Im Zusammenhang mit der Zahl 300 und deren Vielfaches wird auf Caes. Gall. 1,38,3 falsch verwiesen; die angegebene Stelle steht Caes. Gall. 1,38,5. Dort findet man aber nicht die Zahl 600, sondern „*M sescentorum*“, also wohl 1600 (S. 155 mit A. 475). Unter Umständen lassen sich die hier aufgeführten Divergenzen durch die Nutzung unterschiedlicher Textausgaben erklären. Durchgängig durch das Buch ziehen sich fehlerhafte Querverweise (als Beispiel sei nur genannt: in A. 424 auf S. 137 wird auf die Seiten 108-120 verwiesen statt richtig auf die Seiten 108-119). Vermutlich ist bei der Endredaktion eine Seite entfallen. Ebenfalls enthalten die Hinweise auf antike Autoren Fehler (so S. 114 mit A. 319: statt Caes. civ. 2,34,5 richtig 2,35,5) oder sind an den angegebenen Stellen nicht aufzuspüren. Im Übrigen Caes. Gall. 2,38,5 (S. 245 A. 787) existiert gar nicht. Uneinheitlich sind die Kürzel für die Werke antiker Autoren; so tauchen Sall. Cat. und Sall. Catil., Tac. ann. und Tac. Ann. sowie Tac. hist. und Tac. Hist. auf. Ebenfalls werden Zeitschriften teils mit Kürzeln verwendet, so JRS auf S. 437, teils allerdings dann wieder nicht. So werden der „Altsprachliche Unterricht“ (S. 438) oder „Greece and Rome“ (S. 439) voll ausgeschrieben. CICEROS Werke werden in der Regel nur nach Paragraphen, nicht nach Kapiteln und Paragraphen zitiert (so S. 30 A. 31 oder S. 77 A. 182). Die Trennung „sump-ftaugliche“ (S. 329) ist gewöhnungsbedürftig.

Diese Bemerkungen und Ungereimtheiten im formalen Bereich der Dissertation dürfen nicht den Blick dafür trüben, dass das Buch von Stefan Gerlinger sicherlich im inhaltlichen Bereich ein nützliches Nachschlagewerk zur römischen Schlachtenrhetorik bei Caesar, Sallust und Tacitus ist. Zur Anschaulichkeit tragen nicht unwesentlich Abbildungen, vor allem zur Archäologie, bei.

Anmerkungen:

- 1) A. Goldsworthy, *The Roman Army at War 100 BC – AD 200*, Oxford 1996; A. Goldsworthy, *Caesar, Life of a Colossus*, New Haven 2006.
- 2) Vgl. u. a. M. Eichheim, *Die Kämpfe der Helvetier und Sueben gegen C. J. Cäsar*, Eine kritische Studie, Neuburg 1876; H. Rauchenstein, *Der Feldzug Caesars gegen die Helvetier*, Eine kritische Untersuchung mit einer vorausgehenden Abhandlung über die Glaubwürdigkeit der Commentarien Caesars zum Gallischen Krieg, diss. Jena 1882; M. Rambaud, *La Déformation Historique dans les Commentaires de César*, Paris 1966²; weitere Abhandlungen von Eichheim vgl. bei Gerlinger S. 18 A. 3.
- 3) A. J. Woodman, *Rhetoric in Classical Historiography, Four Studies*, Portland, Oregon 1988.
- 4) Vgl. u. a. zur Vorgehensweise bei epideiktischen Reden Anon. rhet. Alex. 3 (1425b, 36-1426b,22) und Rhet. Her. 3,6,10-3,7,15.
- 5) Vgl. etwa zum römischen Kaiser als erfolgreicher Feld- und Kriegsherr M. Mause, *Die Darstellung des Kaisers in der lateinischen Panegyrik*, Stuttgart 1994, S. 183-204.
- 6) J. E. Lendon, *Soldiers and Ghosts. A History of Battle in Classical Antiquity*, Yale 2005, S. 217-222.
- 7) F. Fröhlich, *Das Kriegswesen Caesars*, Zürich 1889, S. 40.

MICHAEL MAUSE, Arnsberg

Klaus Bartels: Veni vidi vici. Geflügelte Worte aus dem Griechischen und Lateinischen, zsgst., übers. und erläut. Neuausgabe. 12. durchges. u. erg. Auflage. Mainz (Verlag Philipp von Zabern) 2008. 216 S., EUR 19,90 (ISBN: 978-3-8053-3553-9).

Duden. Zitate und Aussprüche. 3., überarb. und aktual. Aufl. (Duden 12). Mannheim usw. 2008 (Dudenverlag). 960 S., EUR 21,95. (ISBN: 978-3-411-04123-7).

Es gibt wieder eine Neuausgabe von „Veni ...“, dem „Büchmann“ für Antikes und Nachantikes einschließlich Christlichem (z. B.: *Cuius regio, eius religio; Ad maiorem Dei gloriam*), soweit es noch griechisch/lateinisch zitiert wird; nur deutsch Zitiertes (etwa: das A und O) ist nicht aufgenommen. Die 11. Aufl. (2006) habe ich ausführlich vorgestellt (*Gymnasium* 114, 2007, 398-402). Was dort an Grundsätzlichem und an Details zu dem Buch gesagt ist, sei hier nicht wiederholt. Aber so viel sei gesagt: Die Anschaf-

fung von „Veni“ lohnt sich! – Die 12. Aufl. ist im wesentlichen mit der 11. identisch. Bei gleicher Seitenzahl sind einige Lemmata hinzugekommen, z. B. an „Kleingeflügel“ (Wörter und Wortgruppen): Exponat, Campus, poeta laureatus. Was in der 11. Aufl. vermisst wurde, ist im „Gymnasium“ dargelegt. Ggf. sollte Verwendung durch namhafte Schriftsteller erwähnt sein, ohne die diese „Stereotype“ (183) heute kaum geflügelt wären, so bei „Homo faber“: FRISCH, bei „Homo ludens“: HUIZINGA. Und natürlich gäbe es immer wieder neue scherzhafte Umformungen von Zitaten anzuführen: So las man unlängst im SPIEGEL im Hinblick auf ROCHE und KLUM „In dubio pro Deo“, im Hinblick auf Fußball-Querelen „In dubio contra Leo“. In der Besprechung der 11. Aufl. erwähnte ich noch nicht die enttäuschende 7. Aufl. von LIEBS, *Lateinische Rechtsregeln* (dazu meine Rez. FC 1/08, 66f.) und meine damals noch nicht gedruckte Würdigung des gerade erst erschienenen Buches von WOLFGANG MIEDER „Cogito, ergo sum“ in FC 1/07, 59-61 und *Proverbium* (Burlington, Verm.) 25, 2008, 447-449. (Zu „Die Sau im Porzellanladen“, dem neuesten von B.' unterhaltsamen Büchern zur Geschichte griechischer und lateinischer Wörter, s. meine Rez. FC 3/08, 200-202; dort mehr zu „Exponat“). Auf einen bewusst nicht korrigierten Druckfehler weist B. S. 8 enigmatisch hin: Auf S. 31 finde sich ein „köstlicher Schabernack, den ein verliebtes Druckfehlerteufelchen mit Vergils Musenanruf *Ab Iove principium, Musae* getrieben“ habe. Köstlich, in der Tat! Möge die Lust, dieses Rätsel zu lösen, ein weiterer Anreiz zum Erwerb dieses Buches sein.

Bd. 12 der nützlichen **Duden**-Reihe¹ erläutert in Teil I auf 600 S. Herkunft und Verwendung der „in der deutschen Gegenwartssprache geläufigen Zitate“. Darunter befindet sich viel Antikes, einschließlich Biblischem, in deutscher Übersetzung, z. T. zusätzlich mit dem Original. (Bartels, s. o., verzeichnet ausschließlich, was heute noch in griechischer/lateinischer Sprache zitiert wird.) Allein auf den ersten Seiten stehen zehn antike Lemmata, von „A und O“ bis „Alea iacta est“ (unter „Würfel“ ist auf die Lesart „esto“ eingegangen). Übrigens ist „in flagranti“, anders als z. B. „Thespiskarren“, kaum „bildungssprachlich“; ich

kenne genug Nichtlateiner, die eher „in flagranti“ als „auf frischer Tat“ sagen. Aufgenommen sind auch viele nachantike Zitate, die sich auf Antikes beziehen, so: Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann; Bei Philippi sehen wir uns wieder; Wär nicht das Auge sonnenhaft (GOETHE, nach PLOTIN); Die bösen Buben von Korinth. – Die Vorstellung der Zitate erfolgt durchweg auf solider Basis und in ansprechender Form, übrigens ohne Wertung, so bei der unsäglichen Charakterisierung PUTINS („lupenreiner Demokrat“). Der Zitat-Begriff ist sehr weit gefasst (dazu hat sich anlässlich einer älteren Auflage des Buches schon E. V. ROSEN, *Germanist. Jb.* 1995, 240ff. geäußert); er umfasst viele Sätze, Wortgruppen, Wörter, die nicht „in der deutschen Gegenwartssprache geläufig“ sind (aus Raumgründen verzichte ich auf Beispiele). Nicht überraschen Überschneidungen mit „Duden. Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik“ (3., überarb. Aufl. 2008); beide Bände haben, was den AltsprachlerInnen nur recht sein kann, z. B.: Eulen nach Athen tragen, A und O, ungeschriebenes Gesetz (*agraphos nomos*), zur Salzsäule erstarren. Teil II enthält auf 300 S. nach Themen zusammengestellte „überwiegend weniger geläufige Zitate“, mit denen sich „Reden, Briefe und andere Texte gestalten und ausschmücken lassen“. I und II erinnern den Gräzisten an die altgriechisch-byzantinischen Parömiographen, die einerseits damals tatsächlich Zitiertes erklärten, andererseits Zitierbares, Zitierenswertes, Redeschmuck boten.² Ich gehe nicht weiter auf II ein.

Teil I enthält Alltagsbegriffe wie „Nullachtfünfzehn“, „Otto Normalverbraucher“, die ich noch in keinem „Büchmann“ gefunden habe, nur im Duden-Universallexikon (letzte Aufl. 2007); Werbesprüche; Titel (hier zum Teil verkürzt wiedergegeben) von Filmen: Grieche sucht Griechin; Die Kinder des Olymp/Les enfants du paradis (es sollte gesagt sein, dass früher dt. „Olymp“ und franz. „paradis“ die obersten Ränge im Theater bezeichneten); von Reden: Durch Deutschland muss ein Ruck gehen (nützlich wäre ein Verweis-Lemma „Hauruck-Rede“ geben); von Liedern: Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt („Und der Zukunft zugewandt“ ist Titel

eines Buches von WOLFGANG SCHÄUBLE);³ von Schlagworten aus Politik usw.: Das Sein bestimmt das Bewusstsein; Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser (beide in der DDR häufig verwendete Slogans werden auch heute gern zitiert); Leitkultur (2007 im CDU-Programm neu belebt); brutalstmöglich; basta!; Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört; blühende Landschaften; Gnade der späten Geburt; Keine Experimente; Abgrund von Landesverrat (Adenauer zur Spiegel-Affäre); etwas außerhalb der Legalität (Innenminister HÖCHERL zu seinem eigenen Verhalten in der Spiegel-Affäre); Ich bin ein Berliner (KENNEDY; CLINTON amüsierte bei einem Hamburg-Besuch mit der Umformung „Ich bin ein Hamburger“); Wer zu spät kommt; Banalität des Bösen (Untertitel von HANNAH ARENDTS EICHMANN-Buch); I have a dream (M. LUTHER-KING); Wir sind Papst; Der Vorhang zu und alle Fragen offen; Ich habe fertig; Da werden Sie geholfen; The same procedure as every year – manche dieser Aussprüche sind kaum in Büchmann-artigen Werken zu finden. – Man vermisst z. B. die Sieben Weisen (mit ihnen die fünf Wirtschafts-Weisen); friedliche Koexistenz; Parallelgesellschaft (bei „Leitkultur“ erwähnt); Präkariat; Die Hitler kommen und gehen (der weiseste, vielleicht der einzige weise Ausspruch Stalins); Den Sozialismus in seinem Lauf hält weder Ochs noch Esel auf (keine ‚Erfindung‘ Honeckers, sondern 1886 oder früher geprägt, vgl. zum „patristischen Hintergrund einer kommunistischen Parole“ den Kieler Kirchenhistoriker REINHART STAATS in: M. BAUMBACH u. a. [Hgg.]: *Mousopolos Stephanos. Festschr. H. Görgemanns, Heidelberg 1998, 516ff.*). Unbedingt muss in der nächsten Auflage stehen: Yes, we can.

Die Erläuterungen sind gut, z. B. wenn zu dem Film „Die bleierne Zeit“ gesagt wird, dass diese Wendung schon bei HÖLDERLIN vorkommt, und dass „Wanderer ... Sparta“ nicht nur (verkürzt) im Titel eines Buches von BÖLL weiterlebt, sondern auch bei GRASS, der in seinem Buch „Totes Holz“ den von ihm gezeichneten umgestürzten Bäumen folgende Bildunterschrift beigibt: Wanderer, du hast sie liegen sehn, wie das Gesetz es befahl. – Wenn zu „Danaergeschenk“ auf „Trojanisches Pferd“ hingewiesen wird, könnten auch die PC-

„Trojaner“ genannt sein. Von „Erisapfel“ wird auf „Zankapfel“ verwiesen; ebenso sollte es ein Lemma „Leitfaden s. Ariadnefaden“ geben. In „Grammatici certant“ ist nicht von „Grammatikern“ die Rede, sondern von „Philologen“, die sich ja nicht nur mit Grammatik befassen. Bei ERASMUS' „Lob der Torheit“ sollte nicht der Originaltitel fehlen: *Morias encomium*. Als jemand den späten BRECHT darauf hinwies, dass er, der Friedensfreund, 1915 kriegsbegeisterte Verse geschrieben habe – Brecht war da Gymnasiast –, replizierte der Dichter: „Auch ich habe meine Achilles-Verse“. In der eingangs erwähnten Rezension von „Veni“ habe ich weitere meist heitere Umformungen griechischer und lateinischer Wendungen angeführt. Zu Reflexionen Brechts und anderer über „Asphaltliteratur“ vgl. J. WERNER, „Landes- und Volksverrat soll mit barbarischer Rücksichtslosigkeit verfolgt werden“, in: *Lexicographica* 18, 2002, 133-146 (144). Dazu, wann das Wort „Kristallnacht/Reichs~“ geprägt worden ist, s. THEODOR EITZ, GEORG STÖTZEL, Wörterbuch der „Vergangenheitsbewältigung“. Die NS-Vergangenheit im öffentlichen Sprachgebrauch, Hildesheim usw. 2007, 523ff. GÖRING raffte ständig Ämter und Titel an sich, aber „Kriegsminister“ (581) war er nicht.

Zur Bibliographie: Bartels' „Veni ...“ liegt inzwischen in 12. Auflage vor, s. o. Das „Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte“ (1958) ist durch das „Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft“ des auch für seine geisteswissenschaftlichen Nachschlagewerke berühmten Verlages Walter de Gruyter ersetzt (Bd. 1-3 Berlin, New York 1997-2003), der fünfbandige, seinerzeit durchaus achtbare „Kleine [nicht: Keine] Pauly“ (1964-75) durch den „Neuen Pauly“ (1ff. 1966ff.; bisher über 20 Bde.).⁴ Das von WALTER JENS herausgegebene Werk „Kindlers Neues Literatur Lexikon“ wurde 1998 durch die Bde. 21/22 ergänzt.⁵ Zu „Cogito, ergo sum“ s. das Buch des international führenden Sprichwortforschers Wolfgang Mieder.⁶

Der Ausdruck ist gelegentlich etwas sperrig („nach der Überlieferung des griechischen Geschichtsschreibers Herodot“, 555) bzw. behäbig (z. B. 277 rechts unten). Den Altsprachler stört, dass lateinisches halbkonsonantisches *i* teils *i*,

teils *j* geschrieben wird. Druckfehler sind selten; ich nenne nur *s* statt *S* in „Ihr Mann ist tot und lässt sie grüßen“ (Mephisto zu Marthe), *e* statt *u* in „Parturient montes“ (76), *u* statt *a* in „(Bella) gerunt alii“ (13). Mit „Peres“ (417) ist nicht der israelische Politiker gemeint; sondern HESIODS Bruder Perses. „Posthum“ ist ja jetzt zulässig. – Auf Einleitung, Verweissystem, Abbildungen gehe ich nicht ein. – Der Band eignet sich nicht nur zum Nachschlagen, sondern verführt regelrecht zum Schmökern.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. die in dieser Zeitschrift gedruckten Besprechungen des letzten Rechtschreibung-Duden: FC 4/06, 309-311, des neuesten Duden-Fremdwörterbuches: 1/08, 67f., des neuesten im Duden-Verlag erschienenen Großen Fremdwörterbuches: 3/07, 243f., der letzten Ausgabe von: Duden. Richtiges und gutes Deutsch, 6., vollst. überarb. Aufl. 2007: 2/08, 126-128; dazu kontinuierliche Hinweise auf andere Duden-Bände. Wenigstens kurz hingewiesen sei auf folgende auch für AltsprachlerInnen wichtige Veröffentlichungen: Duden. Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache, 4., Neub. Aufl. 2007; Duden. Lexikon der Familiennamen (2008, mit lateinischen/latinierten sowie [neu]griechischen Namen: Markus, Marx usw., Martin, Martini, Merten etc.; Papadopoulos usw., am bekanntesten: Mathiopoulos); Hirndiebstahl im Sparadies. Was so (noch) nicht im Duden steht (2008: zu Onlineapotheke, Turboabitur usw.); Duden. Im Zweifel für den Genitiv (2008; zu [griech.] Diät/[lat.] Diäten u. a.).
- 2) Der einschlägige Artikel im Neuen Pauly 9, 2000, 351ff. lässt über den Charakter jener paroimiai im Unklaren. Vgl. dazu J. Werner, Altgriechische Sprichwörter nach Sachgruppen geordnet, Diss. Leipzig 1957, 5ff.
- 3) Dazu J. Werner, Nationalhymnen ..., in: Das Blättchen (früher: Weltbühne) 25/2006, 20 f.
- 4) Dazu meine Rez. in AAHG, zuletzt 57, 2004, 115-122.
- 5) Zum „Kindler“ s. meine Rez. Deutsche Literaturzeitung 111, 1990, 532-536; 112, 1991, 419-422; s. ferner J. Werner, Enge und Weite des Literaturbegriffs, in: Sächsische Akademie der Wissenschaften, Arbeitsblätter ... 10, 1999, 25-31.
- 6) Vgl. meine Rez. FC 1/ 2007, 59-61; Proverbium (Burlington, Verm.) 25, 2008, 447-449.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Eckard Lefèvre/Eckart Schäfer (Hgg.): *Daniel Heinsius. Klassischer Philologe und Poet.* (Reihe *NeoLatina* Bd. 13). Gunter Narr Verlag: Tübingen 2008. EUR 98,- (ISBN 978-3-8233-6339-2).

Die beiden Herausgeber, die auch als Editoren der Reihe tätig sind, haben sich um die Erforschung neulateinischer Autoren und deren Texte sehr verdient gemacht. So wurden bereits Ausgaben zu CELTIS, LOTICHIUS, PONTANO, JOACHIM CAMERARIUS, PETRARCA, BALDE und SANNAZARO publiziert. Stets wird der Versuch unternommen, die Bedeutung der Autoren im Kontext ihrer Epoche und ihre Rezeption begreiflich zu machen. Im Vorwort geben LEFÈVRE und SCHÄFER erste Einblicke in Leben und Werk von DANIEL HEINSIUS und ordnen ihn als „führenden Dichter und Philologen auf der Schwelle zum klassizistischen Barock sowie als einen Weichensteller zur Volkssprachlichkeit“ ein (9). Positiv bewerten sie auch das Faktum, dass Heinsius seinen großen Vorgängern in Leiden JANUS DOUSA, JUSTUS LIPSIUS und JOSEPH SCALIGER die ihnen gebührende Ehre zuteil werden ließ und „damit zur Selbstfindung der sich damals befreienden Niederlande beitrug“ (9). Der Band enthält auch griechische und lateinische Originalpassagen, die in Übersetzung nebst Kommentierung geboten werden. Heinsius (1580-1655) hat zahlreiche *orationes* verfasst, Editionen vieler antiker Dichter und Prosaschriftsteller besorgt, dazu Kommentare geschrieben und ein umfangreiches poetisches Oeuvre vorgelegt.

Der erste Block führt in das Leben und Wirken des Dichters Daniel Heinsius ein. Den ersten Beitrag liefert JÜRGEN BLÄNSDORF (B.): „Der Dichterphilologe Daniel Heinsius über Dichtung und Bildung“ (11-29). B. stellt einzelne Schriften des Dichters vor, so auch das Buch *Hipponax*, das in der Tradition des gleichnamigen Jambographen des 6. Jahrhunderts v. Chr. steht. In einer Elegie findet sich ein Katalog mit den von Heinsius untersuchten Autoren, die er dem Leser – wie in der Renaissance üblich – mittels einer Periphrase verrätstelt vorstellt. Der Sohn des SOPHORNISCUS ist natürlich SOKRATES, der des ARISTON PLATON, während die Zikaden und der Ilissos den gelehrten Leser an PHAEDRUS erinnern. B. weist nach, dass Heinsius zahlreiche Dichter wie ANAKREON,

THEOKRIT, MOSCHOS, CATULL, TIBULL und PROPERZ gekannt hat.

Danach untersucht KORBINIAN GOLLA „Daniel Heinsius’ Epigramme auf Hesiod“ (31-55). URSULA GÄRTNER widmet sich folgendem Thema: „Vom Rausch des *praeco immodicus* zur Literaturkritik: Heinsius und seine *Dissertatio* zu Nonnos“ (57-74). Der nächste Block umfasst Studien zu den Elegien; BEATE CZAPLA: „Daniel Heinsius’ Mythenauffassung und Erzähltechnik in seinen aitiologischen *Fabulae* und die Apologie erotischer Dichtung“ (75-96). ECKARD LEFÈVRE vergleicht zwei Elegien: „Daniel Heinsius’ (Eleg. Juv 1,4) und Jakob Baldes (Lyr. 3,27) Klagen über den Verlust einiger Gedichte“ (97-111); TOBIAS UHLE: „Heinsius als *Magister amoris*: Die Elegie *De quadam* (Eleg. Iuv. 2,8)“ (113-126).

Dem Themenbereich *Monobiblos* sind folgende Beiträge gewidmet: CHRISTIAN ORTH: „Daniel Heinsius und die griechische Literatur: Das Abschiedsgedicht an Rossa (*Monobiblos* 10)“ (127-143); MARK A. J. HEERINK/JAN BLOEMENDAL: „Heinsius’ Hylas als Echo der Antike“ (145-169); HARM-JAN VAN DAM: „Daniel Heinsius’ Erstlingswerk: Prolegomena zu einer Edition der *Monobiblos*“ (171-189); Anhang: Register zu Daniel Heinsius’ lateinischen Gedichten von EDWIN RABBIE und HARM-JAN VAN DAM (190-202). Dem Thema *Epicedia* hat E. LEFÈVRE folgende Studie gewidmet: „Daniel Heinsius’ *Manes Lipsiani* nebst einer Erklärung von Joseph Scaligers *Epicedium* auf Lipsius“ (203-248). Unter dem Oberthema Satire folgen die beiden Studien von E. SCHÄFER: „Die anonymen menippeischen Satyrren auf Scioppius“ (249-276) und von TH. BURKARD: „Heinsius’ *De satyra Horatiana Liber* von 1612“ (277-295). Der Beitrag ist sehr aufschlussreich und zeichnet sich in besonderem Maße durch seine überzeugende Gedankenführung aus. Dem Dichter Heinsius ist es nach B. gelungen, den wesentlichen Kern der Satire ganz neu zu bestimmen. „Die horazische Satire wird (...) nicht so sehr durch den Angriff auf die *vitia* gekennzeichnet als durch die feine sokratische Ironie, der sich aber nur demjenigen Leser erschließt, der tiefer zu blicken vermag.“ (294). In der Rubrik Lateinische und volkssprachliche Dichtung finden sich drei Beiträge. GUILLAUME

VAN GEMERT: „Zum Verhältnis neulateinischer und muttersprachlicher Dichtung bei Daniel Heinsius“ (297-313), ANNELIES DE JONGHE: „Heinsius’ volkssprachliche Liebesemblemik: eine Jugendsünde? Eine Betrachtung im kulturhistorischen Kontext der Niederlande“ (315-328) und ACHIM AURNHAMMER: „Daniel Heinsius und die Anfänge der deutschen Barockdichtung“ (329-345).

Unter der Rubrik „Spätere Lyrik“ sind folgende drei Beiträge versammelt: TOBIAS LEUKER: „Des Meisters Erlösung aus dem Liebesleid – Zu Heinsius’ Hochzeitsgedicht auf Peter Paul Rubens und Isabella Brant“ (347-359), ROBERT SEIDEL: „Niederländische Bündnispolitik und Horazische Propanda – Heinsius’ Ode In expeditionem Indicum“ (361-379) und GESINE MANUWALD: „Daniel Heinsius’ Elegie auf Ovids Geburtstag (Eleg. 2,9 [1649] – Eine aitiologische Dichter-Biographie“ (381-398). JAN BLOEMENDAL widmet sich dem Lehrepos und hat folgenden Beitrag verfasst: „Der Philologe und Dichter Daniel Heinsius und sein episches Lehrgedicht De contemptu mortis“ (399-414). Der letzte Beitrag stammt von FERDINAND STÜRNER und trägt den Titel: „Daniel Heinsius’ Tragödie Herodes Infanticida“ (415-439). Zum Schluss folgt ein Stellen- und Namensverzeichnis (441-443).

Desiderat ist eine CD, auf der sich die lateinischen Texte und deren Übersetzungen ins Deutsche befinden. So könnte man die Texte bearbeiten und gegebenenfalls für den Unterricht aufbereiten. Insgesamt handelt es sich um eine nützliche Studie, die ein wichtiges Mosaiksteinchen in der Reihe der Publikationen zu humanistischen Autoren darstellt. Die Latinitas darf eben nicht in der Spätantike enden, sondern sollte bis in die heutige Zeit intensiv weiter begleitet und beobachtet werden. Dazu trägt das von Lefèvre und Schäfer vorgelegte Opus wesentlich bei. Der Leser erfährt zahlreiche Details aus dem Leben des Philologen und Dichters Heinsius, über seine Arbeitsweise, über die Art und Weise, wie er antike und andere humanistische Texte rezipiert hat. In mehreren Aufsätzen sind auch die wertvollen Studien von GEORG ELLINGER (1859-1939) angeführt, der in vorbildlicher Weise die neulateinische Literatur erforscht hat und dem wir

zahlreiche Editionen verdanken (nicht nur Texte in lateinischer Sprache, sondern auch solche von Werke eines ANGELUS SILESIUS, E. T. A. HOFFMANN und J. W. v. GOETHE). Die Nazis haben das Lebenswerk dieses bedeutenden Mannes zerstört und ihn in den Tod getrieben. Berechtigterweise sollte auf seine Forschungsergebnisse immer wieder hingewiesen werden.

Es ist zu hoffen, dass weitere Opera der Reihe: NeoLatina zukünftig präsentiert werden.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

FELIX ERITNE

QVEM FELIX NOVVS DOCET?

Sie kennen die Wortprägung „Denglisch“. Kennen Sie auch das Wort „Latsch“? Sicher nicht, denn es ist meine eigene Wortschöpfung für den Begriff „lateinisch-deutsch“, den ich für einen Übungstyp „Misch-Latein“ geprägt habe. Den gibt es tatsächlich. Es handelt sich um eine didaktisch-methodische Kreation in FELIX neu, dem neuen Unterrichtswerk aus dem Bucherverlag, erschienen 2008, herausgegeben von CLEMENS UTZ und ANDREA KAMMERER, das sich laut Homepage des Verlages für Latein als vorgezogene 2. Fremdsprache, also ab Klasse 6, eignet und in 11 von 16 Bundesländern (auch Rheinland-Pfalz und Saarland) zugelassen ist.

Dort wird in der Wiederholungslektion W1, die im *Felix Novus* als Plateulektion nach je 5 oder 6 Lektionen eingeschoben wird, folgender Übungstyp (S. 27) kreiert: „Felix ist ein richtiger Lateinfan und möchte am liebsten alles auf Lateinisch sagen. Da seine Begleiter aber noch nicht allzu viel Latein können, versucht er es mit ‚Mischlatein‘ ... Versteht ihr, was er meint?“ – Drei Kostproben mögen genügen:

1. mein Radiergummi seit heute Vormittag *non iam adest*.
2. *Puella sollicitat* mich.
3. Hoffentlich *portat amicus* seine Schwester *non mit*.

Für Schüler mag das witzig sein, als Fachlehrer finde ich das unter sprachlichem Aspekt betrachtet nur peinlich.

1. Zu *adesse* werden im Vokabular des Textbandes nur die Bedeutungen „da sein, helfen“ angegeben. Zu beiden Bedeutungen ist das

Subjekt „Radiergummi“ nicht kompatibel. Nötig wäre die Wortangabe: „vorhanden sein, zur Hand sein“.

2. Zu *sollicitare* findet man im Vokabular: „aufhetzen, beunruhigen, erregen“. Keine der drei Bedeutungen passt im Beispielsatz. Gedacht ist sicherlich an „nerven“. Was denkt sich ein Schüler wohl bei seiner Übersetzung: „Das Mädchen erregt mich.“???
3. Der Satz enthält gleich zwei Schnitzer: Das semantisch korrekte Verb statt *portare* wäre *secum ducere*. Der Satz formuliert mit dem Indikator „hoffentlich“ eindeutig einen Wunsch bzw. eine Erwartung. Also müsste hier ein optativer Konjunktiv mit *ne* stehen. Die Negation *non* wäre nur gerechtfertigt bei der Konstruktion *sperare* + *aci* mit Inf. der Nachzeitigkeit.

Auf dem diesjährigen DAV-Kongress hielt ich in Göttingen einen Vortrag zum Thema: „Kriterien zur Beurteilung eines Unterrichtswerkes“. Es ging um die kritische Durchsicht neuerer Unterrichtswerke nach folgenden Kriterien:

- Textkohärenz in den Lektionstexten,
- Vermittlung korrekter grammatischer Kenntnisse in der Begleitgrammatik und in den Lektionstexten,
- Adaption lateinischer Originalliteratur, gemeint ist die „Anreicherung“ literarischer Originaltexte mit pensenbedingten grammatischen Phänomenen.

Wie schon beim Göttinger Kongress bewegte mich nach meiner Durchsicht der 73 Lektionen des *Felix neu* die Frage, wer in Schulbuchverlagen Unterrichtswerke vor dem Druck nach Fehlern kontrolliert und nach welchen Kriterien in den Ministerien der Bundesländer über die Zulassung eines Unterrichtswerkes entschieden wird.

Exemplarisch möchte ich jeweils eines der Kriterien durchgehen:

I Textkohärenz.

Dazu habe ich den Lektionstext 2 gewählt und Satz für Satz durchnummeriert.

Treffpunkt Forum

01 *Claudia filia est. Marcus filius est.* – 02 *Iulia amica est. Spurius amicus est.* – 03 *Claudia et Iulia amicae sunt.* – 04 *Marcus et Spurius amici*

sunt. – 05 *Hic forum est.* – 06 *Ibi templum est.* – 07 *Porta patet.* – 08 *Hic statuae et monumenta sunt.* – 09 *Ibi basilicae et tabernae sunt.* – 10 *Portae iam patent.* – 11 *Iulia iam adest.* – 12 *Quid Iulia videt?* – 13 *Claudia et Marcus properant.* – 14 *Claudius et Marcus gaudent et salutant:* „*Salve!*“ – 15 *Et Iulia gaudet; nam amici adsunt.* – 16 *Iulia salutat:* „*Salvete!*“ – 17 *Sed Spurius non adest.* – 18 *Iulia cessat et interrogat:* – 19 „*Ubi est Spurius?*“ – 20 *Cur Spurius non adest?*“

Schon der Satz 01 wirft die Frage nach den Eltern der beiden Kinder auf. Die Übersetzung „Claudia ist die / eine Tochter. Marcus ist der / ein Sohn“ ist eine unvollständige Information und damit kein korrekter Satz.

Der gleiche Einwand gilt für den Satz 02. Auch hier taucht die Frage nach einem Genitivattribut auf. Zudem sind die Sätze 01/02 ohnehin überflüssig, da im Satzpaar 03/04 die vollständige Information geliefert wird. Es geht den Verfassern des Textes nur um die Opposition Sg. – Pl. (*amica – amicae; amicus – amici; est – sunt*). Dafür wird der Verstoß gegen die Textkohärenz in Kauf genommen.

12 *Quid Iulia videt?* Das Fragewort *quid* lenkt die Lesererwartung nicht auf die Nennung von Personen. Die Antwort auf das *quid* ist nämlich der Sachverhalt des Satzes 13 *Claudia et Marcus properant*, aber der würde nach einem Verb der Wahrnehmung in einem *aci* formuliert werden. Problematisch ist das absolut verwendete Prädikat *properant*. In der Bedeutung „eilen“ würde der Leser eine Richtungsangabe oder eine Herkunftsangabe erwarten, in der Bedeutung „sich beeilen“ stellt sich die Frage „wobei, womit?“. Außerdem leistet sich der Satz mit dem Fragewort *quid* einen Vorgriff auf das Akkusativobjekt, das erst in L 05 thematisiert wird.

Schon in L 02 und nicht erst in L 03 könnte auf das Phänomen der Subjektellipse im Lateinischen verwiesen werden, wenn dieses aus dem vorhergehenden Satz erschlossen werden kann: 11 *Iulia iam adest.* 12 *Quid videt?* (Was sieht sie?) Im Satzpaar 19/20 taucht das gleiche Phänomen auf: 19 *Ubi est Spurius?* 20 *Cur non adest?*: Warum ist er nicht da?

Satz 14 *Claudia et Marcus gaudent et salutant.* Beide Prädikate werden absolut verwendet,

obwohl sie als Ergänzung jeweils ein Objekt verlangen, *gaudere* ein Ablativobjekt (so Vokabelverzeichnis S. 255) *salutare* ein Akkusativobjekt. Das Wesen des Objekts ist ja gerade, dass seine Nennung vom Verbinhalt verlangt wird.

Im Satz 15 ist die Rede von *amici* (*adsunt*). Es ist aber nur ein Junge (Marcus) anwesend. Gemeint sind aber Claudius und Marcus. In der Begleitgrammatik zu L 02 gibt es aber keinen Hinweis, dass beim Zusammentreffen von einem Femininum und einem Masculinum Sg. der Plural im Masculinum gebildet wird (*amica* + *amicus* = *amici*).

In der Begleitgrammatik zu L 02 wird zwar das (substantivische) Prädikatsnomen an dem Mustersatz *Spurius amicus est* thematisiert, aber kein Wort verloren zu Satztypen, wie sie im Text wiederholt auftreten: *Hic forum est* (05), *Ibi templum est* (06), *Ubi est Spurius?* (19).

Das Verb *esse* wird in dem Mustersatz mit dem Terminus „Hilfsverb“ bezeichnet, ohne dass angegeben wird, worin die Hilfe des Verbs *est/sunt* besteht. (In den Formentabellen bildet das „Hilfsverb *esse*“ sogar eine eigene Klasse innerhalb der Konjugationsklassen!). Hier wäre es sinnvoll, von „*esse*“ in der Funktion eines „inhaltsleeren“ Verbs zu sprechen, das seinen Inhalt erst durch ein obligatorisches „Prädikatsnomen“ erhält und nur als Träger von Tempus-, Modus- und Personenmorphemen dient. Dieses Prädikatsnomen kann auch ein Pronominaladverb als Vertreter eines eine Örtlichkeit bezeichnenden Nomens sein.

II Korrekte Grammatik

Verwirrend und oft dürftig ist die Darbietung der Grammatik im Begleitband und zu großen Teilen inkompatibel mit den Lernzielvorgaben des saarländischen Lehrplans Latein in G8. Ich greife einige Gravamina heraus:

1. Präpositionalfügungen im Akkusativ und Ablativ werden in *Felix neu* auch dann als **A d v e r b i a l e** bezeichnet, wenn der Verbinhalt (z. B. bei Verben der Bewegung oder der räumlichen Befindlichkeit) eine **o b l i g a t o r i s c h e** **E r g ä n z u n g** (also ein Objekt) verlangt. (BB L 06)

Senator ad forum properat (adv. Best. der Richtung)

Senator in curia sedet (adv. Best. des Ortes).

Dieser Ansatz lässt außer Acht, dass Verben ihre Bedeutung verändern können oder der Satz unvollständig wird, wenn sie ohne eine (nicht aus dem Kontext zu erschließende) Ergänzung, d. h. absolut verwendet werden. So bedeutet „*properare*“ ohne Richtungsangabe „sich (bei einer Tätigkeit) beeilen“, „*sedere*“ ohne Ortsangabe drückt lediglich eine Opposition zu „*stare*“ bzw. „*iacere*“ aus und bekommt im Dt. ohne Objekt sogar einen schiefen Sinn: „*Senator sedet*: Der Senator sitzt“ (d. h. er ist im Knast). Ebenso könnte „*Senator bibit*“ ohne differenzierendes Objekt als ehrenrührige Aussage missverstanden werden: „Der Senator trinkt“ (d. h. ist ein Säufer).

Der Grammatikduden zieht eine deutliche Trennlinie zwischen **o b l i g a t o r i s c h e n** **U m s t a n d s e r g ä n z u n g e n** (d. h. Objekten) zum Verb („eilen, sitzen, wohnen“ sind danach „Raumverben“, die eine Raumergänzung verlangen) und **f a k u l t a t i v e n** **U m s t a n d s a n g a b e n** (d. h. adverbialen Bestimmungen), bei deren Wegfall der Satz grammatisch korrekt bleibt. Im § 1193 heißt es dort: „Umstandsangaben in der syntaktischen Rolle von Ergänzungen sind ... vor allem den Objekten gleichzustellen.“

Leider werden im Deutschunterricht zunehmend Präpositionalfügungen generell als **A d v e r b i a l e** bezeichnet. Es wäre hier dringend notwendig, dass sich Deutsch, Latein und die modernen Fremdsprachen über die Definition von **o b l i g a t o r i s c h e n** Satzgliedern (Subjekt, Objekt, Prädikatsnomen, konstitutive Attribute) und **f a k u l t a t i v e n** Satzgliedern (Prädikativum, Adverbiale, freie Attribute) verständigen. Eine solche Einigung wäre m. E. über die Differenzierung der Satzglieder nach den Kriterien „obligatorisch“ (d. h. über die vom Verbinhalt oder einem Nomen geforderten „Mitspieler“ bzw. „Requisiten“) und „fakultativ“ (das Leseverständnis erhellende Angaben über weitere „Mitspieler“ oder „Requisiten“) möglich.

2. Infinite Verbformen (Infinitiv, Partizip) werden konstant nicht nach ihrem **Z e i t v e r h ä l t n i s**, sondern mit **a b s o l u t e m** **T e m p u s** differenziert: also Infinitiv / Partizip

Präsens, Futur, Perfekt statt der Gleichzeitigkeit, Nachzeitigkeit, Vorzeitigkeit. So setzt sich, wie die Praxis immer wieder zeigt, bei der Mehrzahl der Schüler der Irrglaube fest, diese infiniten Formen müssten – ohne Rücksicht auf das übergeordnete Tempus – mit den entsprechenden Tempora Präsens, Futur oder Perfekt übersetzt werden.

3. Im Akk. Pl. der i-Dekl. bzw. gemischten Dekl. wird die Variante auf *-īs* (*urbīs, omnīs* vs. *urbēs, omnēs*), obwohl diese in der Schullektüre (z. B. bei CICERO) überwiegt, nicht aufgeführt.

4. Besonders mager ist die Begleitgrammatik beim Kapitel *P a s s i v*. Zur Semantik wird irreführend die im Grundschulunterricht übliche Bezeichnung „Leideform“, (L 29 S. 89) verwendet, die man allein schon mit dem Hinweis auf „*laudor* – ich werde gelobt“ als unlogisch qualifizieren kann. Kein einziges Wort fällt in der Grammatik zur semantischen Differenzierung des Passivgebrauchs im Lateinischen: *T ä t e r v e r s c h w e i g u n g* als Regelfall (*Templa diripiuntur*), *R e f l e x i v i t ä t* (*Pueri in flumine lavantur*), *V e r a l l g e m e i n e r u n g* (bzw. Entpersönlichung) des *agens* (*dicitur, curritur*), *H e r v o r h e b u n g* des Täters (*Discipuli a magistro severo laudantur*: Die Schüler werden – ausgerechnet – vom strengen Lehrer gelobt). Entsprechend sind im Lektionstext die meisten passivischen Formulierungen mit Täterangabe durch *a + abl. sep.* problematisch, da dort die Täter nicht hervorgehoben werden sollen. Vgl. L 29, 1: *Quo me ducis, taure?* (1) *Cur a te ducor ad mare?* (2) Hier fragt Europa in der 1. Frage einen Stier nach der Richtung ihrer Entführung, um diese in der 2. Frage selbst zu beantworten. Dahinter steht die methodische Absicht, Aktiv und Passiv nebeneinander zu stellen. Es ist aber nicht ersichtlich, warum in der 2. Frage der gleiche Sachverhalt (der Entführung) passivisch unter Hervorhebung des Täters wiederholt wird: Warum werde ich (ausgerechnet) von dir zum Meer entführt? (Woran können übrigens die Schüler erkennen, dass *-or* die 1. P. Sg. eines Passivs markiert?) Statistisch kommt bei 10 passivischen Formulierungen die Nennung – und damit Betonung – des Urhebers vielleicht in einem oder zwei Fällen vor. Im Lektionstext tritt bei 14 Passivformen die Täternennung + Passiv

7 mal auf (also 50 %), aber nur bei einer dieser 7 Täternennungen liegt eine korrekte Verwendung des Passivs mit Täternennung vor: L 29, Z. 18: *Nam a Iove, patre deorum, amaris*. Denn du wirst (nicht von einem x-beliebigen Mann, sondern) von Zeus, dem Göttervater persönlich, geliebt. Auf diesem Hintergrund ist auch bei den Übungen (S. 101, Üb. 5) die Aktiv-Passiv-Maschine methodisch-didaktisch wenig sinnvoll, da diese Übung den Eindruck erweckt, semantisch werde vor (aktivisch) und nach (passivisch) der Verwandlung das Gleiche ausgedrückt. Der Diathesenwechsel aber ist in der Regel mit einer Sprecherintention verbunden. Das aber wird den Schülern in gar keiner Weise vermittelt!

5. Unzureichend ist auch die Darstellung der Vergangenheitstempora *I m p e r f e k t* und *P e r f e k t*. Es wird nirgendwo eine klare semantische Unterscheidung zwischen dem linearen Hintergrundtempus Imperfekt und dem *p u n k t u e l l e n* Vordergrundtempus Perfekt in narrativen Texten getroffen. In den lat. Texten wird der irrige Eindruck erweckt, lineare Zeitadverbien wie „*rursus, iterum, saepe, semper*“ stünden automatisch mit Imperfekt. Nirgendwo findet sich eine Differenzierung des Perfekts als narratives (Dt. Präteritum), konstatierendes (Dt. Perfekt) und resultatives Tempus (Dt. Präsens).

6. Gar nicht zufriedenstellend ist die Einführung des *p a r t i c i p i u m c o n i u n c t u m*, das zwar korrekt als satzwertige Konstruktion definiert wird, aber in der Begleitgrammatik (L 33) wörtlich bzw. mit einem Relativsatz wiedergegeben wird:

Europa a Iove capta clamavit:

Die von Jupiter ergriffene Europa schrie.

Europa, die von Jupiter ergriffen worden war, schrie.

Im Text aber hat die Differenzierung des Bezugsworts Europa durch ein attributives Partizip überhaupt keinen Sinn, da die Fragestellung „welche Europa“ unsinnig ist.

7. Auch die Einführung des *a b l. a b s.* ist mindestens irreführend (BB L 56 S. 154). In dem Satz „*Hostibus accedentibus cives portas clausurunt*.“ lässt sich *hostibus* auch als Dativ Plural verstehen und ergibt nach Ausblendung des Partizips den Restsatz: „*Hostibus cives portas clausurunt*.“:

Die Bürger verschlossen die Tore vor den Feinden / für die Feinde. In diesem Sinn entpuppt sich der abl. abs. als p.c. im Dativ. Auch im Lektionstext wird fälschlich als abs. abs. angeboten, was in Wirklichkeit ein p.c. im Ablativ ist: „*Nos quoque sacerdotes consilio habito instituimus*“: Nach Wegfall des Partizips *habito* bleibt: „*Nos quoque sacerdotes consilio instituimus*: Auch wir Priester haben mittels eines Beschlusses angeordnet.“ Ebenso wenig liegen in den Übungen der gleichen Lektion ablativi absoluti in folgenden Fällen vor: *Iuvenes aetate (ineunte) ad ludos Olympios contendebant* (Ü1.2) – *Iuvenibus ad ludos (contententibus) summa pax erat*: Hier kann *iuvenibus* auch als Dativ aufgefasst werden (für die jungen Männer herrschte...)

8. Unbefriedigend ist auch die Darstellung der nd-Formen (Gerundium L 63, Gerundivum L 72/73). In den Stilübungen hat man uns beigebracht, dass ein Gerundium in der Regel mit einem Akkusativobjekt verbunden werden kann:

1. wenn dieses ein Pronomen / substantiviertes Adjektiv im Neutrum ist (*ad haec omnia discendum*)
2. wenn eine Doppelung der Genitivausgänge -orum bzw. -arum vermieden werden soll: (*vocabula discendi causa statt vocabulorum discendorum causa*.)

Vgl. dazu: Menge, Lehrbuch der lat. Syntax und Semantik, neu bearb. v. T. Burkard und M. Schauer, WBG Darmstadt 2000 §§ 514 – 517.

Zwar ist das in BB L 63, S. 168 aufgeführte Beispiel für Gerundium + Akk. korrekt (*tempus libros legendi*), im Lektionstext aber sind etliche Gerundia zwar möglich, aber stilistisch verpönt: *consilium epistulam mittendi* (Z. 9), *multas res legendo* (Ü 1, 5), *consilium Italiam relinquendi* (Ü3), *libros legendo* (Ü4b). Bei der Einführung des Gerundivums (L 72) fehlt jegliche Erwähnung, dass das Gerundiv ein Partizip der Gleichzeitigkeit oder Nachzeitigkeit Passiv ist und oft als dominantes Partizip verwendet wird. Das im BB S. 193 erwähnte „attributive Gerundivum“ (*libro legendo multa disco*) ist genau dieses dominante Gerundivum. Entsprechend fragwürdig sind manche Gerundivkonstruktionen im Lektionstext und den Übungen: *mala exempla prae-bendo* (Z. 14/15), *consilium legationem suscipiendi*

(S. 211, Ü 1,1), *legationem suscipiendo* (Ü 1,2); Geradezu unsinnig ist der Arbeitsauftrag in Ü 3, Gerundium und Gerundivum auszutauschen, um zu folgenden Ergebnissen zu kommen: *iniurias accipiendo, hostes aggrediendo, occasio amicam videndi, exemplum statuendo*: Problematisch sind daher auch in Übung 4: *hostes aggrediendo, spes amicam videndi*.

III Adaption lateinischer Originalliteratur

Vorweg gesagt: es ist prinzipiell wünschenswert, so schnell wie möglich von den Kunsttexten der Spracherlernungsphase zu Originaltexten zu kommen. Es ist auch wünschenswert, dabei über den Tellerrand der klassischen Latinität zu schauen und Texte mittelalterlicher sowie neuzeitlicher Provenienz heranzuziehen. So ist es daher **sehr begrüßenswert**, wenn die Lehrbuchautoren des *Felix neu* z. B. in ihren Plauteautexten, die der Wiederholung – jedoch nicht dem Einpauken! – grammatischer Pensen dienen sollen, in steigendem Maße Originaltexte heranziehen. Hier wäre es prinzipiell wünschenswert, wenn den Fachkolleg(inn)en am Ende des Textes die Originalquelle angegeben würde. Bei der Adaption dieser Texte ist aber **behtsam** vorzugehen und die Aussageintention des Originals auf keinen Fall zu verfälschen.

Zum Abschluss dieser Rezension zu *Felix neu* wähle ich den Übersetzungstest der Wiederholung 13 (S. 203) mit der Überschrift: „Karl der Große besucht eine Schule“. Diesem Text liegt ein Ausschnitt aus den *Gesta Karoli Magni* zugrunde, verfasst von einem bedeutenden Gelehrten und Dichter der karolingischen Zeit, dem Mönch NOTKER BALBULUS (geb. 840, gest. 6. April 912 in der Fürstabtei St. Gallen). Der umgeformte Text führt in paradigmatischer Weise vor, wie die Adaption auf keinen Fall sein darf.

Zunächst zum Vergleich die beiden Fassungen: Felix Neu TB W13 – Übersetzungstest S. 203
 Karl der Große besucht eine Schule
Wie sehr Bildung Karl d. Gr. am Herzen lag, zeigt eine Anekdote, die der Mönch Notker von St. Gallen erzählt. Karl hatte in Gallien eine Schule errichten lassen, in der Kinder aus dem Volk und dem Adel gemeinsam erzogen wurden.

01 Imperator Carolus post longum tempus in Galliam rediit, ut **ludum a se institutum visitaret et studia puerorum probaret.** – 02 Itaque pueros a Clemente, magistro ludi, convocari iussit. – 03 **Tum dixit:** 04 „**Salvete, pueri!** – 05 **Afferte mihi, quaso, epistulas et carmina, quae scripsistis!** – 06 **Ostendite mihi recitando, quid sciatis!**“ – 07 **Carolus tam cupidus audiendi erat, ut omnium puerorum epistulas cognosceret.** – 08 Brevi tempore intellexit pueros infimos plus didicisse quam liberos nobilium. – 09 Itaque infimas ad dextram suam ire iubet: – 10 „Gratias ago vobis“, ait, „quod iussu meo non solum voluntatem discendi praestitistis, sed etiam facultatem et scribendi et dicendi auxistis. – 11 Si eas facultates perficere perrexeritis, vobis episcopia et monasteria dabo.“ – 12 Deinde pueros nobilium, qui ad sinistram partem stabant, vultu severo aspexit. – 13 **Tum magna voce eos reprehendit:** – 13 **Nobiles, non oarati estis ad discendum, cum contenti sitis divitiis patrum vestrorum.** – 14 **Cum pueri infimi studerent, ludis iucundis vos dabatis.** – 15 **Dicite mihi, quando laboraturi sitis!** – 16 **Cavete, ne mea verba parvi aestimetis!** – 17 **Aliquando dicetis:** – 18 „**Utinam studuissemus!** – 19 **Utinam ne studia in aliud tempus distulissemus!**“ – 20 **Scite enim me nobiles et divitias non magni putare!** – 21 **Nisi summo cum studio contenderitis, a me nil umquam exspectare poteritis.** – 22 **Omnes cognoscant Carolum imperatorem iustum esse, qui non rem familiarem, sed virtutem respicit.**“

191 Wörter

Notker Balbus, Gesta Karoli Magni 13

01 **Cum victorissimus Karolus post longum tempus in Gallias reverteretur, praecepit ad se venire pueros, quos Clementi commendaverat, et offerre sibi epistulas et carmina sua.** – 02 **Pueri mediocres et infimi praeter spem epistulas omnibus sapientiae condimentis dulcoratas obtulerunt.** – 03 **Pueri nobiles vero epistulas omni fatuitate plenas praesentaverunt.** – 04 **Tunc sapientissimus Karolus aeterni iudicis iustitiam imitatus ad dexteram segregatos his verbis alloquitur:** – 05 **“Multas gratias habete, filii, quoniam intenti fuistis iussionem meam et utilitatem vestram iuxta possibilitatem exsequi.** – 06 **Nunc ergo ad perfectum attingere studete, et dabo vobis episcopia et monasteria**

permagnifica, et semper honorabiles eritis in oculis meis.“ – 07 **Deinde ad sinistram magna cum severitate vultum contorquens et flammante intuitu conscientias eorum concutiens ironice haec terribilia verba iaculatus est in illos:** – 08 **„Vos nobiles, vos primorum filii, vos delicati et formosi, in natibus vestris et possessionibus confisi, luxuriae, ludo et inertiae vel inanibus exercitiis indulgistis, litterarum studiiis neglectis mandatum meum et glorificationem vestrum flocci pendentes.“** – 09 **Et his praemissis sic in eos fulminavit:** – 10 **„Per regem caelorum!** – 11 **Non ego magni pendo nobilitatem vestram. licet in his alii vos admirentur.** – 12 **Et hoc pro certo scitote, quia, nisi cito priorem neglegentiam vigilantia studio recuperaveritis, apud Karolum numquam boni aliquid acquiretis.**“

WZ 188

Die fett gedruckten Textpartien zeigen an, dass es im jeweils anderen Text keine Entsprechung gibt.

Grammatische Pensen der L 59 – 63 sind: Hortativ, Iussiv, Optativ (L 59) – konjunktivische Adverbialsätze mit kausalem, konzessivem, adversativem Nebensinn (L 60) – indirekte Fragesätze und *consecutio temporum* (L 61) – *ferre*, satzwertige Konstruktionen *aci*, *pc*, *abl.* *abs.* (L 62) – Gerundium (L 63)

Eine Auswertung der beiden Texte nach grammatischen Phänomenen ergibt folgende Fakten.

- Die Anzahl der auftretenden grammatischen Phänomene entspricht sich ungefähr in beiden Texten, ebenso die Wortzahl (191 : 188)
- Gerundium, ind. Fragesatz, adversatives und kausales *cum*, Iussiv sind im Originaltext überhaupt nicht vertreten.
- Unverhältnismässig dominiert im adaptierten Text das Gerundium (6x).
- Überrepräsentiert ist in *Felix neu* der *aci* (5 : 1)
- Dafür treten *abl.* *abs.* (Original 4 x) und prädikatives Partizip (Original 3x) im adaptierten Text nicht auf.

Eine Analyse der beiden Texte nach grammatischen Pensen ergibt folgendes Bild (1. Zahl *Felix neu* – 2. Zahl – Notker): finales *ut* (1/0) – attributives Partizip (1/3) – *aci* (5/1) – Imperativ (6/3) – attributiver Relativsatz (3/1) – Gerundium

(6/0) – ind. Fragesatz (3/0) – konsekutives *ut* (1/0) – indikat. Kausalsatz (1/1) – futurischer Konditionalsatz (2/1) – adversatives *cum* (1/0) – kausales *cum* (1/0) – abh. Begehrssatz (1/0) – irrealer Optativ (2/0) – Iussiv (1/0) – *cum temporale* (0/1) – *ferre* + Komposita (1/1) – prädikatives Adjektiv (0/1) – prädikatives Partizip (0/3) – substantivisches Partizip (0/1) – abl. abs. (0/4) – konzessivives *licet* + Subjunktiv (0/1) – *quia* statt *aci* (0/1)

Ich schließe die Rezension mit der komparatistischen Analyse der beiden Texte ab und halte mich hierbei an die Textabfolge bei Felix. Zunächst einmal fällt auf, dass der Originaltext die Geschichte mit deutlich weniger Sätzen (12) als die Lehrbuchadaption (22) erzählt. (F = Felix; N = Notker)

F 01 Der Lektionstext verschiebt die Gewichtung der Aussage und verfälscht damit die Aussageintention des Originaltextes: Der HS des Originals (N 01 *praecepit ad se venire pueros et offerre sibi epistulas suas et carmina*) wird zu einem untergeordneten Finalsatz (*ut visitaret et probaret*), der GS des Originals (N 01 *Cum victorissimus Karolus...reverteretur*) zum HS (*Imperator ... rediit*). Im Original steht aber nicht Karls Rückkehr im Vordergrund der Aussage, sondern seine Schulvisite, die durch den temporalen Gliedsatz lediglich zeitlich eingeordnet wird. Der Lektionstext erweckt aber den irreführenden Eindruck, als sei Karl eigens nach Gallien (im Original übrigens Plural Gallias!) zurückgekehrt, um dort eine Schulvisite durchzuführen. Es ist zudem zu fragen, warum die Schreibweise *Karolus* nicht übernommen wurde. Der äußerst informative Superlativ *victorissimus* wird leider unterschlagen. Notker erwähnt nicht, dass es sich bei dieser Schulvisite um eine von Karl eingerichtete Schule handelt.

F 02 Die passivische Formulierung *pueros a Clemente, magistro ludi, convocari* weist dem Lehrer ein Gewicht zu, das ihm in der Originalfassung nicht zugeteilt wird: dort dient die Erwähnung des Lehrers nur dem Hinweis, dass es sich bei der Visitation um die Schüler des Lehrers Clemens handelt; Notker erwähnt auch nicht, dass es sich um einen Elementarlehrer (*magister ludi*) handelt.

F 03 – 07 Dieser Passus hat keine Entsprechung bei Notker und bläst die Anekdote in geschwätziger Weise nur auf, um grammatische Phänomene „einzuüben“ (2 nd-Formen, 1 Konsekutivsatz, 1 ind. Fragesatz), die im Original gar nicht auftreten.

F 08 Jetzt erst kommt der Lektionstext auf den Kern der Geschichte, während dieser im Original schon im antithetischen Satzpaar N 02 und N 03 (Satzverknüpfung mit adversativem *vero*) deutlich wird. Es geht um das unterschiedliche Lernverhalten der Knaben aus der Adelsschicht einerseits (*pueri nobiles*) und der Knaben von nichtadliger (*mediocres*) und niedriger (*infimi*) Herkunft andererseits. Diese zweifache Differenzierung wird im Lehrbuchtext unterdrückt. Der Originaltext verrät auch, dass Karl nicht mit dem Ergebnis gerechnet hat (*praeter spem*), womit sein Zorn, der sich hinterher über die adligen Jungen ergießt, verständlich wird. Außerdem charakterisiert Notker die Qualität der vorgelegten „*epistulae*“ und somit auch deren Verfasser auf sehr anschauliche Weise: auf der einen Seite die mit „allen Gewürzen der Weisheit versüßten“ Briefe der nichtadligen Knaben, auf der anderen Seite die Briefe der adligen Knaben voller Albernheiten (*epistulas omnibus sapientiae condimentis dulcoratas vs. epistulas omni fatuitate plenas*). Der Kontrast wird durch den parallelen Satzbau herausgestrichen. Misslich ist im adaptierten Text, dass der Vergleich und damit die Steigerung (*plus ... quam*) erst in der Folgelektion thematisiert werden.

F 09 Nur das Original enthält den Schlüssel zum Verständnis dieser Anekdote, nämlich den versteckten Vergleich Karls mit dem Weltenrichter (Mt 25, 31ff.) N 04 *aeterni iudicis iustitiam imitatus*, ohne den die Lehrbuchbenutzer den folgenden Satz der Textbearbeitung überhaupt nicht verstehen können: *Itaque infimos ad dextram suam ire iubet*. Warum sollen die Knaben überhaupt nach rechts gehen? Man kann nicht voraussetzen, dass die Schüler/-innen die Schlüsselstelle aus dem NT kennen. Die Adaption gibt auch keinen Hinweis, warum plötzlich das Tempus vom Perfekt (*intellexit*) zum Präsens (*iubet*) wechselt. Wo liegt da Spannung? Zwar wechselt auch im Original das Tempus (*obtulerunt – praesentaverunt – alloqui-*

tur), aber das einleitende *tunc* im Verbund mit dem zweiten Superlativ *sapientissimus*, sowie die versteckte Anspielung auf das Matthäusevangelium *aeterni iudicis iustitiam imitatus* – Karl kennt eben seine Bibel! – wecken beim Leser zusammen mit dem Tempuswechsel die Erwartung einer entscheidenden Aussage.

F 10 Karls Dank geht im Originaltext (N 05) in eine ganz andere Richtung: Dort würdigt er die Anstrengung der Knaben, seine Anweisung (*iussio*) zur eigenen Ausbildung zu befolgen (*exsequi*) und ihre soziale Aufstiegschance (*utilitas*) durch die bewiesene Lernbereitschaft (*intenti fuistis*) nach ihrer individuellen Fähigkeit (*iuxta possibilitatem*) zu nutzen (*exsequi*). Diese Formulierung verrät das ehrgeizige bildungspolitische Programm der Regentschaft Karls.

Dieses Anliegen des Autors geht in der Bearbeitung völlig verloren. Es verkümmert zum Anlass, drei *nd*-Formen hintereinander „unterzubringen“ (*voluntatem discendi – facultatem et scribendi et dicendi*).

F 11 Folgerichtig schließt sich im Original an den Dank der Apell an die Schüler an, ihre Bildung zu vervollkommen (N 06 *studete attingere ad perfectum*) und Karl stellt, um die Knaben zu motivieren, als Lohn die lukrativen (Schlüsselwort: *permagnifica*) Ämter eines Bischofs oder eines Abts – das entscheidende elativische Attribut *permagnifica* unterschlägt die Bearbeitung – und (auch dies leider ausgelassen) die persönliche Beachtung durch Karl in der Zukunft vor Augen (N 06 *honorati eritis in oculis meis*). Daraus wird in der Bearbeitung ein trockenes, nach Oberlehrerart formuliertes Konditionalgefüge mit Futur und Perfektfutur: „*Si eas facultates perficere perrexeritis, vobis episcopia et monasteria dabo.*“

F 12-13 *Deinde pueros nobilium, qui ad sinistram partem stabant*: Wo ist zuvor erwähnt worden, dass die Knaben sich auf die linke Seite stellen sollen? Im Original weiß der Leser durch die Anspielung auf das NT, dass mit der Formulierung (N 04) *ad dexteram segregatos* die Aufteilung der Knaben zu seiner Rechten und Linken gemeint ist.

Vultu severo aspexit und magna voce reprehendit sind nur noch der Rest des bei Notker

eindringlich beschriebenen „Jüngsten Gerichtes“ für die adligen Knaben (N 07). Dabei zieht er alle stilistischen Register, um dem Leser den Zorn Karls vor Augen und Ohren zu führen:

- *contorquens magna severitate vultum*: der bisher freundliche Blick verfinstert sich in grimmiger Strenge,
- *flammante intuitu*: aus seinen Augen sprühen förmlich Blitze,
- *conscientias concutiens*: mit diesem Blick erschüttert – man beachte die Alliteration – er das blasierte Selbstbewusstsein der adligen Knaben, man sieht sie förmlich erblassen und die Köpfe einziehen,
- *ironice*: seine folgende Ansprache trieft von beißender Ironie, die in krassem Gegensatz zu der väterlich gütigen Anrede „*fili*“ (N 05) für die nichtadligen Knaben steht!
- *terribilia verba iaculatus est*: die heidnisch-antike Vorstellung des Blitze schleudernden Jupiter prägt paradoxerweise das Bild des christlichen Weltenrichters, dessen Rolle Karl auf Erden übernimmt.

F 14 – 19 Zunächst einmal fehlt in der Textbearbeitung die dreimalige, anklagend wirkende Anapher *vos*, jedesmals begleitet von einem ironischen gemeinten Attribut (N 08): 1. *nobiles*, 2. *primorum filii*, 3. *delicati et formosi* mit einer numerischen Klimax. Der kümmerliche Rest im Lektionstext ist *nobiles*.

Der tadelnde Vorwurf, dass sich die Aristokratenknäblein auf ihre Herkunft und den daraus resultierenden Reichtum (N 08 *in natalibus vestris et possessionibus confisi*) verlassen, ist zugleich die Begründung dafür, dass sie sich über Karls Bildungsauftrag (*mandatum meum* – variierend zu *iussionem meam*), nämlich zu lernen und ihre Bewährungschancen, sich intellektuell rühmlich hervorzutun (*glorificationem vestram* – als variatio zu *utilitatem vestram*) sträflich in einer Art „Null-Bock-Mentalität“: *floci pendentes* (in der Sprache plautinischer Komödien) hinwegsetzen.

Es folgt der Vorwurf der Faulheit: N 08 *litterarum studiis neglectis*, gekrönt von der Anklage im konstatierenden Perfekt: ihr habt euch hingegen (*indulsistis*) der Ausschweifung (*luxuriae*), dem Spiel und Müßiggang (*ludo et inertiae*)

und anderen, nicht weiter differenzierten, auf jeden Fall unnützen (*inanibus*) Beschäftigungen (*exercitiis* – auch hier wieder ironische Verwendung). Was bleibt davon im Lektionstext übrig? Der mangelnde Lernwille (*non parati estis ad discendum*), ein unnötiger Vergleich – er bringt dem Leser nämlich keine neue Information – mit dem entgegengesetzten Verhalten der nichtadligen Knaben (*cum pueri infimi studerent*) ein unpassendes Tempus (*ludis iucundis vos dabatis* statt *dedistis*), eine unsinnige Frage (*dicite mihi, quando laboraturi sitis*), eine überflüssige Warnung, (*Cavete, ne mea verba parvi aestimetis*) und zum Schluss der überflüssige Hinweis auf ein künftiges Bereuen ihres Verhaltens, das im Original überhaupt nicht thematisiert wird, aber im Lektionstext dafür herhalten muss, zwei irrealer Optative, einmal positiv, einmal negativ, unterzubringen.

F 20 Während bei Notker Karl bewusst seine persönliche Geringschätzung einer adligen Herkunft (N 11: *ego non magni pendo nobilitatem*) in Opposition stellt zu der landläufigen Wertschätzung des Adels (N 11 Konzessivsatz: *licet in his alii vos admirentur*), lässt Karl im Lehrbuch ohne Betonung des Gegensatzes – eingeleitet mit dem fehlerhaften Imperativ *scite* (!) – (vgl. N 12: *pro certo scitote*) die Knaben wissen, dass er den Adel und deren Reichtum geringschätzt.

F 21 Im Original wird die Strafpredigt durch den Hinweis unterbrochen, dass Karl jetzt zum Höhepunkt seiner Strafpredigt kommt, gegen die die bisher gefallenen Äußerungen nur ein harmloses Vorspiel gewesen sind: N 09 *his praemissis*. Dem Blitzeschleuderer Jupiter gleich – noch einmal wird mit variierenden Worten dieser Vergleich gebracht – schleudert Karl den Schlussteil seiner Strafpredigt gegen die Knaben (*sic fulminat in illos*) und beschwört dabei Gott als Himmelkönig (N 10): *per regem caelorum* – natürlich mit Assoziation an das *Pater noster, qui es in caelis*. Dieser Teil entfällt ganz in der Bearbeitung.

F 22 Überflüssigerweise schließt der Lektionstext mit einem Gedanken, den der Originaltext gar nicht enthält, damit noch ein jussiver Konjunktiv untergebracht werden kann (*cognoscant omnes*). Der abschließende attributive Relativsatz: *qui non rem familiarem, sed virtutem*

respicit ist zudem ein sinnloses, da überflüssiges Attribut zu *Carolum*, denn diese Person braucht ja nicht differenziert zu werden. Er sollte zudem aus zwei Gründen nicht im Indikativ stehen:

1. als Teil der indirekten Aussage des *aci* müsste er im obliquen Konjunktiv stehen,
2. als Relativsatz mit kausalem Nebensinn begründet er das Prädikatsnomen *iustum* und müsste deshalb konjunktivisch (im Sinne eines Subjunktivs) formuliert sein.

Fazit

Die Darbietung der Originalfassung mit einigen wenigen Eingriffen (z. B. pensenbedingter Ersatz der Deponentien: *reverteretur* > *rediret* – *imitatus* > *more iudicis* – *iaculatus est* > *iecit* – *confisi* > *freti* – *aci* statt *quia*-Satz; *sapiens, victor* statt Superlative) wäre sinnvoller gewesen als die mit Grammatikalien aufgeplusterte Version des Übersetzungstextes. Schade um den schönen Originaltext!

In Anbetracht aller drei Kriterien lautet meine Antwort auf die Titelfrage: **FELIX ERIT – VIX – QVEM FELIX NOVVS DOCET.**

WALTER SIEWERT, Sulzbach

Studien zu Comenius und zur Comeniusrezeption in Deutschland. Festschrift für Werner Korthaase zum 70. Geburtstag. Hg. von Petr Zemek, Jiří Beneš und Beate Motel. Printed in Czech Republic by Albert, Boskovice 2008. Muzeum J. A. Komenského Uherský Brod. ISSN 0323-2220. – In Deutschland zu beziehen bei der Geschäftsstelle der Deutschen Comenius-Gesellschaft: Beate Motel, 12043 Berlin, Richardstr. 80. Tel.: 030/681 68 18, e-mail: beatemotel@gmx.de. Preis: EUR 60,- plus Versandkosten.

Anlässlich des 70. Geburtstags des Berliner Comenius-Forschers WERNER KORTHAASE (am 4. Mai 2007) hat die vom Comenius-Museum in Uherský Brod herausgegebene Zeitschrift „*Studia Comeniana et historica*“ eine 958 Seiten umfassende Festschrift herausgebracht, die hier kurz vorgestellt sei, da COMENIUS (1592-1670) bekanntlich den größten Teil seiner Werke in lateinischer Sprache abgefasst und sich darin immer wieder mit antiken Autoren auseinandergesetzt hat. Es ist an dieser Stelle nicht möglich,

die über vierzig Beiträge auch nur mit den Namen aller Autoren und den Überschriften anzuführen. Doch seien die für Latein-, Griechisch- und Ethiklehrer möglicherweise besonders relevanten Aufsätze genannt. Der Schriftleiter des FORUM CLASSICUM, zugleich Vorsitzender der Deutschen Comenius-Gesellschaft, ist selbst unter den Autoren vertreten. W. Korthaase war viele Jahre Direktor der größten Volkshochschule Berlins und der Bundesrepublik und hat sich vor allem in den Jahren nach seiner Pensionierung intensiv der Comenius-Forschung zugewandt. Leider ist er am 6. Mai 2008, vor Fertigstellung dieser umfangreichen Festschrift, verstorben.

Beachtlich ist die Vielfalt der Fachgebiete, die hierin vertreten sind: Historiker, Philosophen, Theologen, Pädagogen, Philologen und Politiker. Diese Vielfalt spiegelt einerseits die Breite des Freundeskreises von W. Korthaase, der mit diesem Band geehrt werden sollte, aber natürlich auch die Vielseitigkeit des großen tschechischen

Pädagogen, Philosophen und Theologen JAN AMOS KOMENSKÝ, dem die hier versammelten Forschungsarbeiten gewidmet sind. Der Inhalt des Bandes ist in sechs Blöcke gegliedert. Der erste große Beitrag außerhalb dieser sechs Blöcke ist eine biographische Abhandlung des Vizepräsidenten der Tschechischen Akademie der Wissenschaften JAROSLAV PÁNEK über „Werner Korthaase: Der Weg eines Politologen zur Comeniologie“, in deutscher und tschechischer Sprache.

Der erste Block mit 14 Beiträgen ist der „Ideengeschichte, Philosophie und Theologie“ gewidmet, d. h. den geistigen Wurzeln des Comenius von der Antike bis in die Neuzeit. Hierzu gehören u. a. folgende Aufsätze: ANDREAS FRITSCH: „Comenius, die Antike und Seneca“; WALTER EYKMANN: „Comenius über den Umgang mit antiken Klassikern“; WILHELM SCHMIDT-BIGGEMANN: „Apocalyptic political concepts: Comenius' collection of prophecies Lux in Tenebris“;

Antiquariat Kretzer kauft altphilologische Literatur

Wir suchen kritische Textausgaben, Kommentare,
Monographien, zweisprachige Ausgaben,
alte Drucke u. v. m.

**Gerne übernehmen wir auch größere
Sammlungen und Bibliotheken.**

Antiquariat Kretzer – Alter Kirchweg 23a – 35274 Kirchhain
Tel.: 06422/898119 ; www.antiquariat-kretzer.de

GÜNTER R. SCHMIDT: „Zur comenianischen Ethik nach dem 6. Teil der Pansophia“; ALFRED KARL TREML: „Comenius und seine Bedeutung für das moderne Denken“; WOLF PETER KLEIN: „Comenius und die Geschichte der frühneuzeitlichen Sprachwissenschaft in Deutschland“.

Der zweite Block, bestehend aus fünf Beiträgen, ist überschrieben mit „Frieden und Irenik“ und erinnert somit an den großen, maßgeblich von W. Korthaase 2005 herausgegebenen Band „Comenius und der Weltfriede“. Hiervon seien zwei Aufsätze hervorgehoben: HEINRICH BECK: „Der Begriff des Friedens bei Comenius, seine ontologische Begründung und seine aktuelle Bedeutung“; KARL ERNST NIPKOW: „Der Friedenstheologe, Friedenspädagoge und Friedenspolitiker Comenius in der deutschen wissenschaftlichen Literatur der neueren Zeit“.

Der dritte Block umfasst sechs Beiträge unter der Überschrift „Pädagogik“; darunter folgende Aufsätze: WOLFGANG BREZINKA: „Johann Amos Comenius: Weisheitslehrer, Schulreformer und Klassiker der Pädagogik“; HANS-JOCHEN GAMM: „Comenius, der Praeceptor Europae, dem niemand im Rang gleichkommt“; KLAUS SCHALLER: „Omnino. Lehren nach Maßgabe des Ganzen“; HEINZ-ELMAR TENORTH: „Viel erörtert und doch ignoriert – Comenius in der historischen Bildungsforschung in Deutschland“.

Der vierte Block „Geschichte“ bietet sechs Aufsätze, darunter ANDREAS LISCHESKI: „Kurzer

Abriss der Geschichte der deutschen Comenologie“; eine Studie von PETER BLOTH über den Comenius-Forscher JÁN KVAČALA (1862-1934) und einen Aufsatz von MANFRED MOTEL über das Böhmisches Dorf in Berlin-Neukölln.

Der fünfte Block steht unter dem Thema „Historisches Erinnern und heutiges Weiterwirken“ mit Beiträgen von UWE VOIGT, VEIT-JOKOBUS DIETERICH (dem Verfasser der Comenius-Biographie in der Monographien-Reihe des Rowohlt-Verlags), REINHARD GOLZ, BEATE MOTEL, MANFRED RICHTER, SIGURD HAUFF, MARTIN WEYERMENKHOFF und CHRISTA UHLIG (zur Aktualität des Comenius aus studentischer Sicht).

Der sechste Block schließlich steht unter der Überschrift „Quellen und Literatur“ und enthält Aufsätze von JOACHIM BÄHLCKE über die Jablonski-Forschungen (D. E. JABLONSKI war ein berühmter Enkel des Comenius, preußischer Hofprediger und zusammen mit LEIBNIZ Begründer der Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften), von ULRICH SCHÄFER zur Comenius-Bibliographie und von KARL-EUGEN LANGERFELD zu den Predigten des Comenius. Das Buch wird abgeschlossen mit einer Liste der Veröffentlichungen von W. Korthaase aus den zwei Jahrzehnten 1987-2007 und einem Verzeichnis zu den Autoren des Bandes. Der Band enthält auch ein detailliertes Stichwortverzeichnis zu Personen, Orten und Sachen und ist dadurch leicht erschließbar.

ANDREAS FRITSCH

Klassisches Griechisch sprechen und geistvolle Texte lesen

2. bis 16. August 2009 im Hellenikon Idyllion

Sich in Griechenland erholen und gleichzeitig seine bisherigen altgriechischen Sprachkenntnisse erweitern und vertiefen, – wen unter den Freunden von Hellas sollte das nicht verlocken? Es gibt dafür in der ganzen Welt nur diese eine Möglichkeit.

In einem großen, schattigen Garten dicht am Meer treffen sich Schüler, Studenten und Erwachsene aus vielen Ländern, entdecken zu ihrer eigenen Überraschung, daß sie sich in der antiken Sprache Griechenlands miteinander verständigen können, und lesen gemeinsam wertvolle Texte und sprechen über sie.

Die Ferienanlage beherbergt gleichzeitig oft auch Musiker und andere kulturinteressierte Gäste. Deshalb beleben Konzerte und Vorträge manche Abende. Möglich sind ein Ausflug und der Besuch einer Aufführung in einem antiken Theater.

Das Hellenikon Idyllion liegt an der Nordküste der Peloponnes in der Nähe von Ägion in einem Ort, der wegen seines Charakters vor allem griechische Gäste anzieht. Der Besitzer stellt den SchülerInnen und StudententInnen Räume mit 3-4 Betten zur Verfügung. Erwachsene bringt er auf Wunsch für einen anderen Preis (Anfrage) im Doppelzimmer oder in einem Einzelzimmer unter.

Der Herr des Idyllion wünscht, dass die Teilnehmer sich schon vorher beschäftigen mit dem Thema (Welche Bedeutung sollte die Philosophie Platons oder eine Philosophie in seiner Nachfolge für die jetzige Zeit haben?) und dazu einen Text auf Attisch mitbringen: Der Text darf nicht länger sein als eine Seite DIN A 4 in 12-Punkt-Schrift.

Der Preis für die Unterkunft beträgt EUR 200; zur Förderung des Seminars wird der Preis auf EUR 140 gesetzt für alle, die von derselben Lehranstalt (Schule/Universität) kommen. Der Preis des Unterrichts durch den Kursleiter beträgt EUR 50.

Verbindliche Anmeldung beim Leiter des Kurses: HELMUT QUACK, Eritstr. 23, D-25813 Husum, Tel. und Fax 04841/5429, e-mail: helquack@freenet.de.

Hellenikon Idyllion, ANDREAS DREKIS, GR-25100 Selianitika/Egion, Tel. 0030/26910/72488 – Fax: 0030/26910/72791 – oder /68040; e-mail: hellenikon@idyllion.gr – internet: <http://www.idyllion.gr>

**Qualität
macht
Eindruck**

**BÖGL
DRUCK**

Am Schulfang 8
84172 Buch a. Erlbach
(Gewerbegebiet Niedererlbach)
Tel. 0 87 09/15 65 · Fax 33 19
eMail: info@boegl-druck.de
www.boegl-druck.de

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Dr. Burkard C h w a l e k , Dromersheimer Chaussee 31 b, 55411 Bingen

Manfred G l o c k , StD i.R., Mathildenstr. 13, 87600 Kaufbeuren, *m.e.glock@web.de*

Dr. Michael M a u s e , StD, Werdener Hof 29, 59757 Arnsberg

Frank O b o r s k i , StR, Auguste-Viktoria-Schule, Südergraben 34, 24937 Flensburg

(privat: Nygade 31, DK- 6330 Padborg), *bennick@privat.dk*

Christian S e i d l , Lic. phil., Universität Zürich, *seidl@indoger.unizh.ch*

Walter S i e w e r t , OStR, Sulzbachtalstr. 194, 66280 Sulzbach

Franz Josef W e b e r , OStD a.D., Baltenweg 6, 33098 Paderborn

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, *Juergen@Werner-Berlin.net*

Theo W i r t h , Prof. Dr., Malvenstr. 20, CH-8057 Zürich, *thwirth@cheironos.ch*

Herbert Z i m m e r m a n n , StD, Artilleriestraße 7 A, 52428 Jülich, *charpentier-juliers@t-online.de*

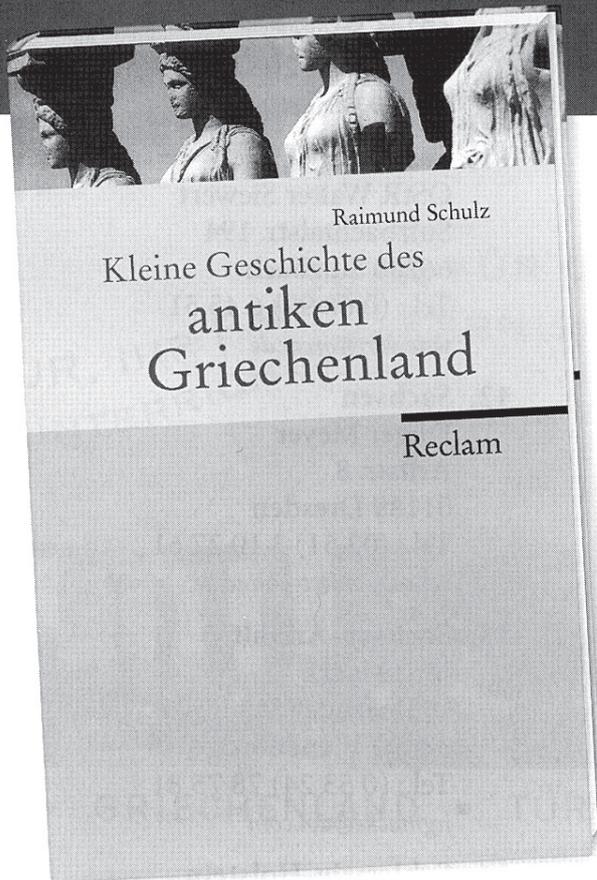
FORUM CLASSICUM auf CD-ROM

Eine Archiv-CD zu FORUM CLASSICUM und MDAV (ab 1994) kann weiterhin gegen eine Aufwandsentschädigung von EUR 10,- (incl. Porto) zugesandt werden. Sie enthält – vierteljährlich aktualisiert – sämtliche Dateien der gedruckten Ausgaben seit 1994 im Adobe®-PDF-Format zur Volltext-Recherche (vgl. dazu den Artikel in FC 4/99, 212f.). Bestellungen richten Sie bitte (wenn möglich, unter Beilage eines Verrechnungsschecks oder des Betrages in Briefmarken) an: OStR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: *mail@ruediger-hobohm.de*. Die jeweils aktuellsten Dateien sind abzurufen unter *www.ruediger-hobohm.de*. Beachten Sie auch die Hinweise auf den Homepages des Verbandes: *http://www.altphilologenverband.de* und dieser Zeitschrift: *http://www.forum-classicum.de*.

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

Aktuelles aus unserem Antike-Programm



Kleine Geschichte des antiken Griechenland

Von Raimund Schulz
459 S. · HC 10679 · € 19,90

Aristeas:

Der König und die Bibel

Gr./Dt. · Übers. u. Hrsg.: K. Brodersen
228 S. · UB 18576 · € 6,80

Manilius:

Astronomica / Astrologie

Lat./Dt. · Übers. u. Hrsg.: W. Fels
533 S. · UB 18555 · € 16,00

Nähere Informationen unter
www.reclam.de

Wir informieren Sie gerne über unsere
speziellen Bezugsbedingungen für Lehrer
Tel.: 07156 / 163 155 Fax: 07156 / 163 201
E-mail: lehrerservice@reclam.de

Reclam

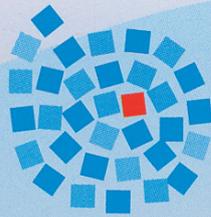
DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Prof. Dr. Bernhard Zimmermann
Am Pfarrgarten 10
79219 Staufen
Tel.: (0 76 33) 80 11 39
Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de
- 2. Bayern**
StR Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 3 01 98 97
Josef.Rabl@t-online.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
- 6. Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
- 8. Niedersachsen**
StD Burghard Gieseler
Elritzenweg 35
26127 Oldenburg
Tel.: (04 41) 60 01 736
www.NAVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StDin Cornelia Lütke Börding
Teplitzer Str. 20
33803 Steinhagen
Tel. (0 52 04) 64 91
c.luetkeboerding@t-online.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
StD Hartmut Loos
Am Roßsprung 83
67346 Speyer
Tel.: (0 62 32) 8 31 77
h.loos@gmx.net
- 11. Saarland**
OStR Walter Siewert
Sulzbachtalstr. 194
66280 Sulzbach
Tel.: (0 68 97) 6 45 51
wsiewert@arcor.de
- 12. Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Jörg Macke
Wülperoder Straße 31
38690 Vienenburg
Tel.: (0 53 24) 78 75 81
jrgmacke@aol.com
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
- 15. Thüringen**
Bärbel Flaig
Anton-Sommer-Straße 41
07407 Rudolstadt
litterae26@aol.com

(Stand: Dezember 2008)

KLASSENFAHRTEN • STUDIENREISEN • LEHRERREXKURSIONEN



HELTUR

LERNEN DURCH REISEN



HELTUR, IHR PARTNER FÜR DAS BESONDERE
UNTERRICHTSERLEBNIS VOR HISTORISCHER KULISSE.



ITALIEN • GRIECHENLAND • TÜRKEI • FRANKREICH • SPANIEN



HELTUR REISEN GMBH

HEILWIGSTR. 40C
81827 MÜNCHEN

TEL.: 0 89 / 4 30 27 66

FAX: 0 89 / 4 39 19 23

WWW.HELTUR.DE

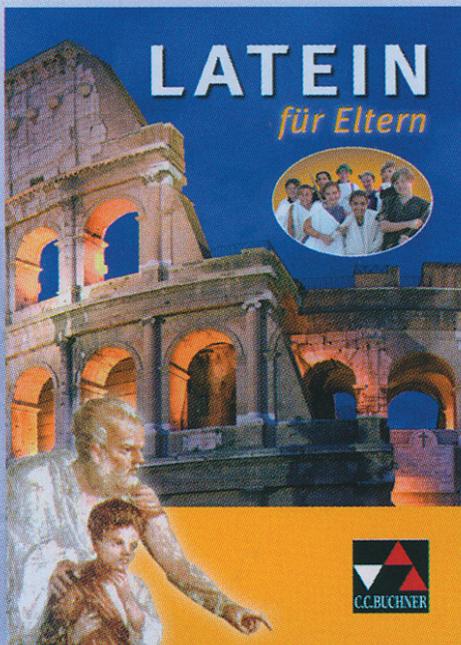
KLASSENFAHRTEN • STUDIENREISEN • LEHRERREXKURSIONEN

B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

Deutsche Post AG

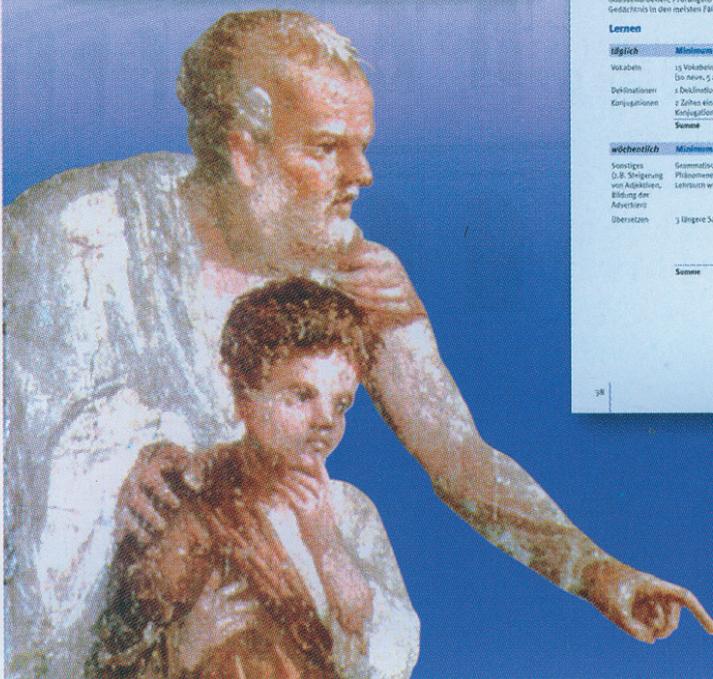
C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg



Diese Broschüre soll allen Eltern, die zuvor mit dem Lateinischen wenig anfangen konnten, die Scheu vor dem unbekanntem Fach nehmen (z.B. im Rahmen von Elternabenden). Dazu wird ein kurzer Einblick in die lateinische Sprache gegeben, der einen historischen Abriss, eine Einführung in Formenlehre und Syntax sowie Lerntipps enthält. Eine tabellarische Übersicht über die Formen und Erläuterungen der wichtigsten Fachbegriffe runden das Heft ab.

Latein für Eltern

Von Robert Maier, 52 Seiten, BN 5474, € 5,80



Lerntafel

Was soll man – außer den Hausaufgaben – für das Fach Latein tun? In der Lerntafel finden Sie das Wichtigste kurz zusammengefasst. Die Zahlen sind relativ nur geschätzt und gelten besonders für Kinder, die sich am Anfang mit Latein etwas schwächen. Wenn Sie in den ersten Jahren des Lateinstudiums auf einer gemittelten Reifebildungsstufe sicher überlegen arbeiten, wird Ihre Tochter bzw. Ihr Sohn später viel weniger mit dem Latein zu kämpfen haben. Auf keinen Fall sollte man erst kurz vor dem Schuljahresbeginn Klassenarbeiten, Prüfungen beginnen, den gesamten Stoff nachzuschauen, da dies das Gedächtnis in den meisten Fällen überfordert – aber das gilt wohl für jedes Schulfach.

| Lernen | | | | |
|---------------|---------------------------------|--------------|-------------------------|----------------|
| täglich | Minimum | Zeit | Optimum | Zeit |
| Vokabeln | 15 Vokabeln (je nach 2. Jahrg.) | 15 min. | 30 bis 40 min. | 30 min. |
| Deklinationen | 5 Deklinationen | 5 min. | 10 Deklinationen | 10 min. |
| Konjugationen | 2 Zeiten einer Konjugation | 5 min. | 1 komplette Konjugation | 10 min. |
| Summe | 25 min. | Summe | 50 min. | 50 min. |

| wöchentlich | | | | |
|--|---|--------------|---|----------------|
| Stoffgebiet | Grammatische Phänomene aus dem Lehrbuch wiederholen | Zeit | Grammatische Phänomene aus dem Lehrbuch wiederholen | Zeit |
| D.B. Söngierung von Adjektiven, Bildung der Adverbiale | | 20 min. | | 40 min. |
| Übersetzen | 3 längere Sätze | 20 min. | 5 längere Sätze plus dem Lateinischen ins Deutsche, 3 Sätze aus dem Deutschen ins Lateinische | 40 min. |
| Summe | 40 min. | Summe | 80 min. | 80 min. |

Das kleine Alphabet der lateinischen Grammatik

| | |
|-----------------------------------|---|
| A Ablativ | Abstrakt abstraktus, wird mit einem Substantiv und einem Participle im Ablativ gebildet und im Deutschen meist mit einem Nomen in Genetiv gebildet |
| Adverb | 5. Fall der 2. Deklination eines Indefinitpronomens, der Zeit, des Ortes etc. eingesetzt wird |
| A.Z.L. | Accusativus cum Infinitivo (Abstraktus mit Infinitiv). Einige Wendungen tritt z.B. bei Verben des Sagens und Meinens und der sinnlichen Wahrnehmung auf. |
| Adjektiv | Eigenchaftswort, z.B. „grand“ |
| Adverb | Umständwort, gibt die Eigenschaft eines Verbs an, z.B. „Er läuft schnell“ |
| Aktiv | Tätigkeitsform, verba, Konjugation, bei der der Urheber der Handlung Subjekt des Satzes ist, Gegensatz: Passiv, z.B. „Peter schläft Müde“ |
| Akkusativ | 4. Fall („Wem-Fall“) |
| Attribut | „Bestimmung“, eine nähere Erläuterung zu einem Substantiv, oft mit Hilfe eines Adjektivs, z.B. „großer Hund“ |
| C Coniunctio periphrastica | Bildung der Futurformen mit Hilfe des Partizips Futur Aktiv (FPA) |
| D Daktylus | Verfüß mit einer langen und zwei kurzen Silben (vvv) |
| Dativ | 3. Fall („Wem-Fall“) |
| Doppelter Akkusativ | Verb, die nur Partizipien hat, von der Bedeutung her aber aktiv ist. Wenn von einem Verb zwei Akkusative abhängen, spricht man vom „doppelten Akkusativ“. |
| doppelter Dativ | Wenn von einer Dativ zwei Dative abhängen, spricht man vom „doppelten Dativ“. |
| E Elativ | entspricht von der Form her dem Superlativ, wird aber mit „est“ übersetzt, z.B. „vobis grati“ statt „gratissimi“ |
| F Ferninum | wörtlich: einfache Zukunft, z.B. „Die Zug wird ankunften“ |
| Futur II | wörtliche Zukunft, z.B. „Wenn der Zug ankunften sein wird, werden die Reisenden aussteigen.“ |
| G Genitiv | 2. Fall („Wessen-Fall“) |
| Genus | Geschlecht |
| Genus verb | Aktiv / Passiv |
| Gerundium | das deklinierte Verb, z.B. „vires nitens“ |



C.C. Buchners Verlag
Telefon 0951/96501-0
Telefax 0951/61774
www.ccbuchner.de